

DIE WELTWOCHEN



Mehr Schweiz wagen

Das neuerliche Anschleichen des Bundesrats an die EU ist falsch.

Oliver Zimmer

Genialer als Henry Ford

Elon Musk, der neue Industriestandard des Unternehmertums. *Francis Pike*

Kanton Kosmopolis bekommt Platzangst

100 000 Grenzgänger täglich bringen Genf an den Rand seiner Weltoffenheit. *Christophe Büchi*

Gottfried Keller und
Alfred Escher
Beziehungsgeschichte
zweier Ausnahme-Zürcher





INTEGRIERTER KRONENSCHUTZ



BLAUE PARACHROM-SPIRALE



MARKANTE MINUTENSкала

DER HIMMEL IN GREIFBARER NÄHE

Eine Hommage an die Pioniere der Luftfahrt. Die 1958 vorgestellte Air-King ist ein Tribut an die Piloten der 1930er-Jahre und unterstreicht die bedeutende Rolle der Rolex Oyster in der Blütezeit der Luftfahrt. Ihr charakteristisches schwarzes Zifferblatt besitzt eine markante Minutenskala zum optimalen Ablesen der Navigationszeiten. Mit ihrem neu gestalteten Gehäuse mit Kronenschutz und einem zur besseren Ablesbarkeit harmonisch angepassten Zifferblatt bestätigt sie einmal mehr ihren Platz unter den Rolex Professional Modellen, die immer höhere Massstäbe setzen und Grenzen neu definieren. **Air-King.**

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL AIR-KING

OFFIZIELLER ROLEX FACHHÄNDLER

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer.ch.com



Mut zur Schweiz

Unheil braut sich zusammen. Der in Bern stationierte US-Botschafter Scott Miller attackierte und verletzte aufs empfindlichste die Schweiz. Sie sei das Loch in der Mitte eines «Donuts», das Nichts inmitten eines fettigen amerikanischen Süssgebäcks. Haben unsere Vorfahren das Loch eines Donuts gegen die faschistischen Diktaturen Europas verteidigt? Der Undiplomat forderte die vollständige Preisgabe der Neutralität und die Beschlagnahmung russischer Vermögen. Es war eine bemerkenswerte Einmischung in die inneren Angelegenheiten unseres Staates. Bern hätte Miller umgehend rüffeln sollen. Keinen Pieps allerdings vernahmen wir vom Bundesrat.

Nun legen die US-Behörden nach. Das Nachrichtenportal Bloomberg meldet, das Department of Justice habe die zwangsfusionierte Riesengrossbank UBS im Visier, den mächtigsten Stützpfeiler unserer international ausgreifenden Finanzindustrie, immerhin fünf Prozent des schweizerischen Bruttosozialprodukts. Die amerikanischen Staatsanwälte planen Untersuchungen, Anklagen, Drohungen, ein klassisches Schwitzkastenmanöver, bei dem Moralismus, Geopolitik und Rechtsimperialismus Hand in Hand gehen. Man will der Grossbank an den Kragen, weil sie angeblich «russischen Oligarchen», was immer das ist, geholfen habe.

Der Angriff trifft die Bank, aber er zielt auf die Schweiz, auf die Herzkammern unseres Landes, auf die Neutralität. Die Amerikaner haben sich in ihrem Weltkrieg gegen Russland und China völlig verrannt. In Washington gibt eine linke Corona von Gutmenschen und Moral-Kreuzrittern den Ton an. Im Glauben, das Gute und Wahre zu verkörpern, dulden sie keinen Widerspruch. Man ist entweder für sie oder gegen sie. Im biblischen Heilsplan Washingtons kann, darf es keinen neutralen Staat geben wie die Schweiz – dieses «Nichts» inmitten eines Donuts. Die Amerikaner, Imperium im relativen Niedergang, fühlen sich bedroht, von Feinden umzingelt. Paranoia befeuert die Aggression.

Unter der Sonne nichts Neues: Im August 1936 zog sich Deutschlands Diktator Hitler auf seinen Berghof zurück, bedrängt von düsteren Ahnungen. Der Westen, brachte er zu Papier, steuere auf eine «geschichtliche Auseinandersetzung» mit dem Osten zu, wie einst die Römer gegen die Barbaren oder die Christen gegen den Islam. Es gelte, die westliche Zivilisation, ihre Werte

gegen die Mächte der Finsternis, Russland und Asien, zu verteidigen. Niemand könne sich der «Unvermeidlichkeit des Kriegs» entziehen. Für die Schweizer Neutralität brachte auch Hitler null Verständnis auf. Die wilden Fantasien des «Führers» lesen sich wie die Horrortrip-Variante heutiger Leitartikel.

Von solch irrer Endzeit-Rabulistik, egal, wer sie äussert, hat sich die Schweiz bis jetzt nie verführen lassen. Wir sind kein Land, das zu einer religiösen Deutung der Geschichte neigt. Wir sind Pragmatiker, bereit und aus Gründen des Wohlstands auch dazu verdammt, mit möglichst allen gut auszukommen: neutral zu sein. Es ist verrückt, eine wirtschaftlich, touristisch, politisch und technologisch zusammenwachsende Welt in einen brennenden Balkan der Konflikte zu verwandeln. Wir erleben das absurde Vorspiel zu einer Wiederholung der Tragödien des letzten Jahrhunderts, als beseelte Wahnsinnige wie Hitler, Mao oder Stalin glaubten, ihre Heilspläne seien Millionen Tote wert.

Die Schweiz muss höllisch aufpassen, dass sie im allgemeinen Kriegsstrom, im «Kriegsrausch» – Bundespräsident Berset hatte recht – nicht mitgerissen wird. Das CS-Debakel kommt zur Unzeit. Jahrelanges Missmanagement, die Blindheit der Aufsicht, der panische Notrecht-Despotismus der Regierung haben nicht nur

dem Schweizer Rechtsstaat einen schweren Schaden zugefügt und damit dem Ansehen unseres Landes in der Welt. Sie sind auch ein Axthieb an die Wurzeln des nationalen Selbstvertrauens. Nachdem die eidgenössischen Führungseliten vor zwanzig Jahren die Swissair, diese glorreiche Globalbotschafterin unseres Wappens, kaputtgewirtschaftet haben, grounden sie nun den einstigen Stolz der Schweizer Finanzindustrie.

Wie so oft, wenn die Schweiz schwächelt, sind Politiker zur Stelle, die das Übel mit der falschen Medizin kurieren wollen. Die CS war das Inbild einer Zeitgeist-Bank, politisch auf Internationalismus getrimmt, Geschlecht und Hautfarbe vor Leistung, schweizvergessen, amerikasuchtig, dekadent in der Geldgier ihres Managements. Auch deshalb ging die noble Firma unter. Nun möchte die FDP der Schweiz die CS-Formel des Misserfolgs verordnen: Preisgabe schweizerischer Werte, Ende der Neutralität, noch mehr Unterwerfung unter die EU, Anpassung überall. Die Linke ruft derweil nach Planwirtschaft. Beides geht fehl. Die Schweiz sollte aus dem Crash die richtigen Lehren ziehen.

An Inspirationen fehlt es nicht. Dieser Tage läuft in Genf der internationale Uhrensalon. Die Schweizer Uhrenindustrie ragt auf, wo die Banken in ihrem eigenen Sumpf versanken.

Die «Gnomen von Zürich» sind zu den Griechen der Schweiz geworden. Dafür machen die Fabrikanten aus der Westschweiz vor, wie es geht. Die Hayeks, Sterns, Bucherers, Beyers und Kerns sind die Repräsentativschweizer von heute, Patrons und Patrioten. Ihre Weltmarken Rolex, Hublot, Omega, Swatch, Breguet, Patek Philippe oder Breitling markieren, einsamer denn je, den bewunderten Schweizer Industriestandard.

Das Zürcher Bankenzentrum am Paradeplatz ist ein Ground Zero des unternehmerischen Hochmuts und der Heimatmüdigkeit. In Genf lässt sich derzeit das Gegenteil besichtigen. Hier ist noch Schweiz drin, wo Schweiz draufsteht. Das inspiriert und macht Mut. Auf die Schweiz, auf die Welt kommen ungemütliche Zeiten zu. Deutschland streikt, Frankreich brodelte. Die Atomkräfte schlittern in eine absurde Version des Kalten Kriegs. Da ist es wichtig, zu wissen, was man ist und woher man kommt, was man will und was man kann. In schwierigen Zeiten stehen die Schweizer zusammen, geben sie sich gegenseitig Kraft. Das Trennende und Unwichtige tritt in den Hintergrund. Mut zur Schweiz: So lautet das Gebot der Stunde. R. K.



DER PRAGMATICUS
FAKTEN. VERSTEHEN. HANDELN.
JEDEN 1. SONNTAG IM MONAT
Alle Sendetermine bei ServusTV On
ServusTV

Die UBS muss schrumpfen, Hymne auf Elon Musk, Ehud Barak im Gespräch, Tom Kummer in «Music City», Gottfried Keller und Alfred Escher

Zum zweiten Mal nach 2008 taumelt mit der Credit Suisse eine systemrelevante Grossbank. Zum zweiten Mal muss der Bund mit Steuergeldern den Finanzplatz und Wirtschaftsstandort Schweiz vor grossen Verwerfungen und einem Reputationschaden retten. Die Turbo-Zwangsfusion der Credit Suisse mit der UBS hat nun die Regulierungswut des Parlaments entfacht. Bundesrätin Karin Keller-Sutter und FDP-Präsident Thierry Burkart warnen vorsorglich, man solle den Deal zwischen den beiden Geldhäusern nicht mit zusätzlichen Auflagen belasten oder gefährden. Letztlich wird die Schweiz aber wohl nicht darum herumkommen, die neue UBS zu schrumpfen und wenigstens das Schweizer Geschäft auszulagern – wie es SVP und FDP in den letzten Tagen vorgeschlagen haben. **Seite 20**

Elon Musk hat in der Autoindustrie eine Revolution ausgelöst, die ihresgleichen sucht. Der «schlanke» Ansatz in der Produktion, neue Batterietechnik und der Einsatz von riesigen Druckgussmaschinen zur Herstellung noch grösserer Chassis-Komponenten stehen beispielhaft für die neue Ära. Francis Pike, der in Japan Autoindustrie studierte, ist restlos begeistert und verkündet: «Lieber Henry Ford, es tut mir leid: Wenn es um die grossen Industrien der Moderne geht, so ist Elon Musk die Nummer eins.» **Seite 24**



Rhythmus des Südens:
Nashville, Tennessee.

Israels ehemaliger Ministerpräsident Ehud Barak sorgt sich um die Zukunft seines Landes: Benjamin Netanjahus Justizreform gefährde die Demokratie und schwäche das Land militärisch und politisch. Barak, 81-jährig, beteiligt sich deshalb aktiv an den Protestbewegungen, die seit drei Monaten übers Land hinwegziehen und Israel zeitweise ins Chaos stürzen. Im Interview mit Pierre Heumann zeigt sich der einstige Generalstabschef und Verteidigungsminister zudem überzeugt, dass jetzt weder die USA noch Israel, sondern nur die Iraner entscheiden können, welche Nuklearstrategie sie verfolgen wollen. **Seite 32**

Unserem Autor war klar: Wer Amerika «erspüren» will, muss den Mississippi-River entlang in Richtung Tennessee fahren. Da ist alles: Musik, der Rhythmus des Südens, Elvis, Soul, der Delta Blues, Johnny Cash, die Geschichte der Rassentrennung. Wer aber die Vergangenheit lieber vergessen möchte, muss nach Nashville. In «Music City» gibt es momentan die weltweit erfolgreichste Pop-industrie – und dazu eine brodelnde Partykultur, in der beim Abfeiern gerne ignoriert wird, dass Country & Western noch immer durch rassistische Diskriminierung belastet ist. Doch Musikliebhaber Tom Kummer entdeckte dabei auch ein Licht am Ende des Tunnels: Black Country! **Seite 53**

Den Poeten Gottfried Keller und den CS-Gründer Alfred Escher verband eine recht wechselhafte Beziehung. Beide waren Stadtzürcher, hatten denselben Jahrgang und teilten den Liberalismus als Weltanschauung. Doch der von Escher geförderte Keller kritisierte dessen Friedens- und Neutralitätspolitik und sympathisierte mit den Kleinbürgern weit mehr als mit dem Grossbürgertum. Doch ab 1861 diente der Schriftsteller dem «System Escher» als Staatsschreiber und bewunderte mehr und mehr Alfred Eschers Leistung und Persönlichkeit. Nach dem Tod des Wirtschaftspioniers regte Keller sogar den Bau des Escher-Denkmal an. **Seite 60**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Die Schweizer Schuhproduktion in Sennwald SG mit Gesundheitspark rund um gesundes Gehen und Stehen | kybun.swiss

Leserangebot: Gesundheitstag in Schweizer Schuhproduktion am 5. Mai 2023 in Sennwald SG

Gesundes Gehen und Stehen erleben mit dem Schweizer Luftkissen-Schuh

Karl Müller lädt ein: Lernen Sie alles über gesundes Gehen und Stehen, und lassen Sie sich ganz persönlich beraten.

Unsere einmalige Erlebniswelt kann auf gut 9000 m² mit verschiedenen Informations- und Erlebnis-Points sowie Bewegungs-Check-ups rund um das gesunde Gehen und Stehen im Alltag in Sennwald erlebt werden. Dies in Zusammenarbeit mit der Hightech-Manufaktur des Schweizer Luftkissen-Schuhs kybun, und dessen Herstellung in bis zu 40 Arbeitsschritten erfolgt – diese Technologie ist weltweit einzigartig.

Die Idee, eine Luftkissen-Sohle zu entwickeln, hatte der Erfinder Karl Müller aus Roggwil. Diese innovative Sohle hat zum Ziel, eine völlig neue Wirkungsdimension im angenehmen, körperlich aktivierenden und schmerzlindernden Gehen einzuleiten. Von der Idee bis zur Marktreife dauerte es vier Jahre. Mit einer Vielzahl von Prototypen und Testmodellen wurde diese einzigartige patentierte Luftsohle ausgetüftelt – heute am Produktionsstandort Sennwald hergestellt und mit Schweizer Präzision und Qualität unter der Marke kybun vertrieben. Der revolutionäre Schuh von Karl Müller ist mehr als eine Modeerscheinung. Der Luftsohlenschuh soll die Lebensqualität nachhaltig verbessern und den Alltag schmerzfreier gestalten.

In seinem Leben hat sich Karl Müller gleich mehrfach neu erfunden: Asienexperte, Mehrfach-Firmengründer, Selbstversorger und vor allem auch ein Visionär der Schuhindustrie. Die Kraft, immer wieder von Neuem zu begin-



Karl Müller, 71, dipl. Ing. ETH, Bewegungswissenschaftler

nen, schöpft er aus seinem Glauben an Gott. Dabei ist Glück für ihn nicht der erstrebenswerte Zustand. Glück ist etwas Egoistisches und hängt von den Umständen ab, während es bei der Freude darum geht, jemand anderem etwas Gutes zu tun. «Ich habe Freude an Leuten, die Dank meiner Schuhe wieder schmerzfrei gehen können. Im Schuh von kybun gehen Sie nicht, Sie schweben», so Karl Müller. «Das walk-on-air-Gefühl ist einmalig!»

kybun⁺
Switzerland

Platin-Club-Spezialangebot

Gesundheitstag mit Bewegungswissenschaftler Karl Müller am 5. Mai 2023 in der kybun-Schuhproduktion, Sennwald SG.

Programm (13–17 Uhr):

- Einführung durch Karl Müller
- Besichtigung der Informations- und Erlebnisstationen und unseres Gesundheits-Parcours
- Hightech-Manufaktur des Schweizer Luftkissenschuhs kybun in allen Herstellungsschritten vor Ort live erleben
- Fragerunde mit Apéro
- Persönliche Beratung und Testen des kybun-Schuhs mit Karl Müller

Spezialpreis:

CHF 50.– für Weltwoche-Abonnenten (anstatt CHF 75.–)

Anmeldung erforderlich!

Bitte QR-Code scannen:



Veranstalter:

kybun Joya Shop
Simon-Frick-Strasse 3
9466 Sennwald
Tel.: 071 454 65 55

DIE WELTWOCH

www.weltwoche.ch/platin-club



Private Filmchen: Pamela Anderson. Seite 66



Nummer eins: Elon Musk. Seite 24



Metallisch weiss: Königin Letizia. Seite 36

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Frau Amherd, verteidigen Sie endlich die Neutralität
- 9 Peter Rothenbühler Lieber Vincent Ducrot
- 10 Tagebuch Sepp Blatter
- 11 Bern Bundeshaus Eldorado für Illegale
- 12 Oliver Zimmer Mehr Schweiz wagen
- 14 Europapolitik Warnung an den Bundesrat
- 16 Weisheit des Herzens
- 17 Personenkontrolle
- 17 Inside Washington
- 18 Mörgeli Verspielt, verzockt, verraten
- 18 Marlene Amstads Versteckspiel Finma-Chefin sagt Medienkonferenz ab
- 19 Peter Bodenmann KKS: «Ich hab' ein Konto bei der CS»
- 20 Operation Gesundshrumpfen Die Politik will wieder Banken regulieren
- 21 News Russland kopiert die USA
- 22 Vom Winde verweht Oxford-Professor warnt vor Windenergie
- 23 Olivier Kessler Der Mensch ist besser, als wir glauben
- 24 Elon Musk Genialer als Henry Ford
- 26 Schaut auf diese Stadt Berlin sagt nein zu «Klimaneutral 2030»
- 27 Kurt W. Zimmermann Chaos in der Gartenlaube
- 28 Philipp Gut Selbstbedienungsladen BAG
- 30 Wohin, liebe Schweiz? Essay von Andri Silberschmidt
- 31 Karin Kneissl Russlands neue Handelswege

- 32 Ehud Barak «Netanjahu hat sich als Politiker verschlechtert»
- 33 News Botschafter der Undiplomatie
- 34 Michael Bahnerth Adieu, Michel Würthle
- 35 Herodot
- 36 Gefährliche Silberstreifen Königin Letizia, graues Haar macht alt
- 38 David Vogelsanger Unsinniges Atomwaffen-Verbot
- 39 Mäzenin ohne Musikgehör Dramolett um Basler Jazzklub
- 40 Olayan-Clan Wer ist die Familie, die der Credit Suisse helfen wollte?
- 41 News Corona, so gefährlich wie die Grippe
- 42 Hurrikan gegen die UBS Die Monsterbank im Visier der USA
- 43 Anabel Schunke Deutschland verroht
- 44 Genf Kanton Kosmopolis bekommt Platzangst
- 46 Fehde zweier «bester Freunde» Die Affäre Maudet/Jornot
- 48 Jeffrey Sachs Lehren aus dem Banken-Crash
- 49 Tamara Wernli Obsession mit «alten Rollenbildern»
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe Wolfgang Schivelbusch, Raphael Mechoulam
- 52 Beat Gygi Schimpfwort Schattenbanken

AMERICANA: REISE NACH NASHVILLE

- 53 Pilgerfahrt in die erfolgreichste Pop-Manufaktur der Welt Tom Kummer in der Metropole der Versöhnung

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Der Pionier und der Poet Alfred Escher und Gottfried Keller
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Phänomenologie des Sextapes Private Pornofilmchen von Prominenten
- 68 Fernsehen
- 68 Film «Everything Everywhere All at Once»
- 69 Ausstellung «Game Design Today»
- 70 Museen Privatsammlung im Trend
- 71 Serie «You»
- 71 Jazz Bobo Stenson Trio

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Frauen
- 74 Thiel Falsche Pferde
- 74 Häuser «The Chalet» in Molesey
- 76 Essen und Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Bei den Leuten 13. Schweizer Filmpreis in Genf
- 80 Zeitzeichen
- 80 Fragen Sie Dania
- 81 Mittagessen mit ... Martin Nydegger
- 82 Das indiskrete Interview Shqipe Sylejmani

Ihr Immobilienraum?

www.immobilientraum.info

aktuell im Verkauf

3 **Rebweg**
8457 Humlikon



ab CHF 1'470'000.-
6½ Zi. Doppel-EFH's
+41 52 338 07 09
www.rebweg.ch

5 **Trottenacker**
8458 Dorf



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.trottenacker.info

6 **Vistadelsole**
8370 Sirnach



CHF 727'000.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 52 338 07 09
www.vistadelsole.ch

12 **Schlossblick**
8610 Uster



ab CHF 1'101'000.-
2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 44 316 13 42
www.schlossblick.ch

14 **Glattwies**
8152 Glattbrugg



CHF 1'554'000.-
4½-Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 87
www.glattwies.ch

16 **Vistacasa**
8308 Illnau



ab CHF 1'145'000.-
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.vistacasa.ch

18 **Schmiedgass**
8545 Rickenbach



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnung
+41 55 610 47 46
www.schmiedgass.ch

20 **Tre Fiori**
8913 Ottenbach



CHF 1'851'000.-
7½-Zi. Reihen-EFH
+41 55 610 47 46
www.tre-fiori.ch

22 **Solevista**
8615 Wermatswil



CHF 2'187'500.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 42
www.solevista.ch

23 **Dreieckspitz**
8406 Winterthur



Alle Wohnungen reserviert
2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.dreieckspitz.ch

„Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilien-träume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



Projektankündigungen

1 **am Goldenberg**
8400 Winterthur



3½ - 4½-Zi. Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amgoldenberg.ch

2 **Römergarten**
8404 Winterthur



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

4 **Projektankündigung**
8311 Brütten



Marktauftritt demnächst!
4½ Zi. Reihen-EFH's
+41 52 338 07 09
www.immobilientraum.info

6 **Duovivo**
8904 Aesch ZH



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.duovivo.ch

7 **Uetliblick**
8136 Thalwil-Gattikon



Marktauftritt demnächst!
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.uetliblick-gattikon.ch

9 **Chridlerpark**
8127 Aesch-Maur



Liegt seit 17 Monaten beim Bundesgericht!!
3½ - 6½ Zi. WHG und EFH
+41 55 610 47 46
www.chridlerpark.ch

10 **am Zentrum**
8910 Affoltern a.A.



2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amzentrum.ch

11 **am Eichacher**
8904 Aesch



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.ameichacher.ch

13 **Soley**
8309 Birchwil



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.soley-birchwil.ch

15 **Puro Vivere**
8157 Dielsdorf



5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's
+41 55 610 47 46
www.purovivere.ch

17 **inside**
8152 Glattbrugg



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

19 **Projektankündigung**
8404 Stadel



3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH
+41 52 338 07 09
www.immobilientraum.info

21 **Grastal**
8310 Grafstal



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.grastal.ch

Jetzt Newsletter abonnieren!



Wir fördern Sport & Unterhaltung:



padelarena.ch

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner

Zürcherstrasse 124
8406 Winterthur



Frau Bundesrätin, verteidigen Sie endlich die Neutralität

Mitte-Ständerätin Heidi Z'graggen greift Mitte-Verteidigungsministerin Viola Amherd an. Auch SP-Justizministerin Elisabeth Baume-Schneider feuert eine Breitseite ab.

Marcel Odermatt

Viola Amherd lässt nicht locker. Die Verteidigungsministerin nutzt jede Gelegenheit, um deutlich zu machen, dass sie das Verbot zur Wiederausfuhr von Kriegsmaterial in die Ukraine für einen Fehler hält. Diese Botschaft verbreitete die Mitte-Magistratin in diesen Tagen wieder nach einer Visite bei der Nato in Brüssel. Deren Funktionäre hätten «in jedem Votum» darauf hingewiesen, dass es nicht verstanden werde, dass die Schweiz indirekte Waffenlieferungen nicht zulasse. Schon bei einem Treffen der Schweizerischen Offiziersgesellschaft Mitte März hat Amherd solche Töne angeschlagen, obwohl der Ständerat und der Nationalrat zuvor entschieden hatten, am Verbot der Weitergabe von Kriegsgerät festzuhalten. Auch der Bundesrat bestätigte noch einen Tag vor Amherds Auftritt bei der Offiziersgesellschaft diese Haltung.

Allmählich regt sich sogar in der Mitte-Partei Widerstand gegen das selbstherrliche



Selbstherrliches Auftreten: Amherd.

Bern

Auftreten der Verteidigungsministerin. Die Urner Ständerätin Heidi Z'graggen sagt: «Die rechtliche Ausgangslage und die kürzlich ergangenen demokratischen Entscheide der eidgenössischen Räte sind geradezu ein Steilpass für ein Mitglied der Kollegialbehörde, diese Haltung der Schweiz im Ausland klar zu adressieren.» Und sie gibt ihrer Bundesrätin gleich noch einen Tipp auf den Weg, wie sie die Position der Eidgenossenschaft im Ausland erklären kann: «Ein Aspekt, der wenig Beachtung findet, ist, dass sich die Schweiz als Kleinstaat aufgrund des für sie geltenden Neutralitätsrechts und des Völkerrechts ausdrücklich gegen Krieg und Konflikte einsetzt und Frieden einfordert. Die schweizerische Neutralität liegt damit im Interesse der Staaten Europas und der Welt.»

«Im Fokus des Auslands»

Z'graggens Kritik birgt Sprengkraft. Die heutige Ständerätin kandidierte 2018 für den Sitz der abtretenden Doris Leuthard im Bundesrat. Als amtierende Regierungsrätin eines kleinen Innerschweizer Kantons zog Z'graggen damals den Kürzeren gegen Amherd. Diese sass seinerzeit schon dreizehn Jahre im Nationalrat und hatte systematisch auf diesen Karriereschritt hingearbeitet. Sie verdankt ihre Wahl den linken Parteien, vor allem der SP, der sie mit ihrer Ukraine-Politik entgegenkommt.

Auf die Kritik angesprochen, verteidigt VBS-Kommunikationschef Renato Kalbermatten das Verhalten seiner Chefin: «Frau Amherd gibt das wieder, was man ihr bei Treffen im Ausland immer wieder sagt. Bei der Nato in Brüssel haben sich übrigens alle Mitglieder so ausgesprochen. Frau Amherd erklärt dann jeweils die Position der Schweiz.»

Z'graggen zeigt sich davon nicht überzeugt: «National- und Ständerat haben die Lockerung des Kriegsmaterialgesetzes abgelehnt. Die eidgenössischen Räte haben sich damit nach intensiver Debatte hinter die völkerrechtlichen und verfassungsrechtlichen Grundlagen sowie hinter das für die Schweiz geltende Neutralitätsrecht gestellt.» Anders formuliert: Das Parla-

ment hat den Bundesrat in seiner Haltung bestätigt, keine Gesuche zur Weitergabe von Waffen zu bewilligen, was das federführende Wirtschaftsdepartement von Bundesrat Guy Parmelin (SVP) entsprechend umsetzt.

Wie man in dieser Sache vorgehen kann, zeigte am Montag auch die neue SP-Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider. Bei der Medienkonferenz zu ihren ersten hundert Tagen im Amt äusserte sich die Justiz-

Es ist an der Zeit, der irrlichternden Verteidigungsministerin das Kollegialitätsprinzip zu erklären.

ministerin am Rande auch zur Neutralität. «Seit dem Überfall Russlands auf die Ukraine befinden sich die Schweiz und ihre Neutralität im Fokus des Auslands.» Dabei gelte es, «ein paar Punkte festzuhalten». Baume-Schneider: «Erstens tut die Schweiz viel, um der Ukraine zu helfen. Zweitens ist das für die Schweiz eine langfristige Verpflichtung, sie wird die Phase des Krieges lange überdauern. Und – drittens – nicht jede Form der Hilfe ist mit unserer Rechtsordnung vereinbar.»

Verfassung über den Haufen werfen?

Das Verständnis für die rechtlichen und historischen Schranken dieser Unterstützung sei nicht überall gleich gross. «Gewisse ausländische Diplomaten scheinen sogar recht irritiert zu sein, dass der Bundesrat sein Handeln an den gültigen Gesetzen ausrichtet und Grundsätze unserer Verfassung nicht einfach über den Haufen wirft», so die Sozialdemokratin.

Diese Aussage ist eine Breitseite an die Adresse ihrer Bundesratskollegin Amherd, aber auch an jene der SP-Fraktion, die im Parlament alle Hebel in Bewegung setzt, damit Schweizer Kriegsgerät in der Ukraine zum Einsatz kommt. Es ist an der Zeit, dass Heidi Z'graggen und Elisabeth Baume-Schneider die irrlichternde Viola Amherd zur Seite nehmen, um ihr die Neutralität und das Kollegialitätsprinzip zu erklären.

Lieber Vincent Ducrot

Ich weiss, Sie sind nicht dafür verantwortlich, Sie leiten die SBB erst seit knapp drei Jahren. Und Sie haben Schwein gehabt, dass das Credit-Suisse-Schlamassel alle andern Skandale medial zugedeckt hat. Wenigstens sind Sie als Freiburger ein echter Hoffnungsträger und werden vielleicht die Interessen der Westschweiz besser vertreten als Ihre Vorgänger. Der Skandal kann in wenigen Jahreszahlen ausgedrückt werden: Die Erneuerung des Bahnhof von Lausanne, des wichtigsten Verkehrsknotenpunktes der Westschweiz, wurde 2010 geplant, sie sollte 2025 realisiert sein, dann wurde sie verschoben auf 2032, dann auf 2033 – und kürzlich wurde bekannt, dass wir bis 2037 warten müssen. Gerade so, als wäre unter dem Bahnhof irgendein Monster aufgetaucht, das es jetzt zu bekämpfen gelte.

Dabei sind die Verschiebungen nur auf die Inkompetenz von Ingenieuren und vor allem von Beamten des Bundesamtes für Verkehr



Das Greyerzerland ist schön:
SBB-CEO Ducrot.

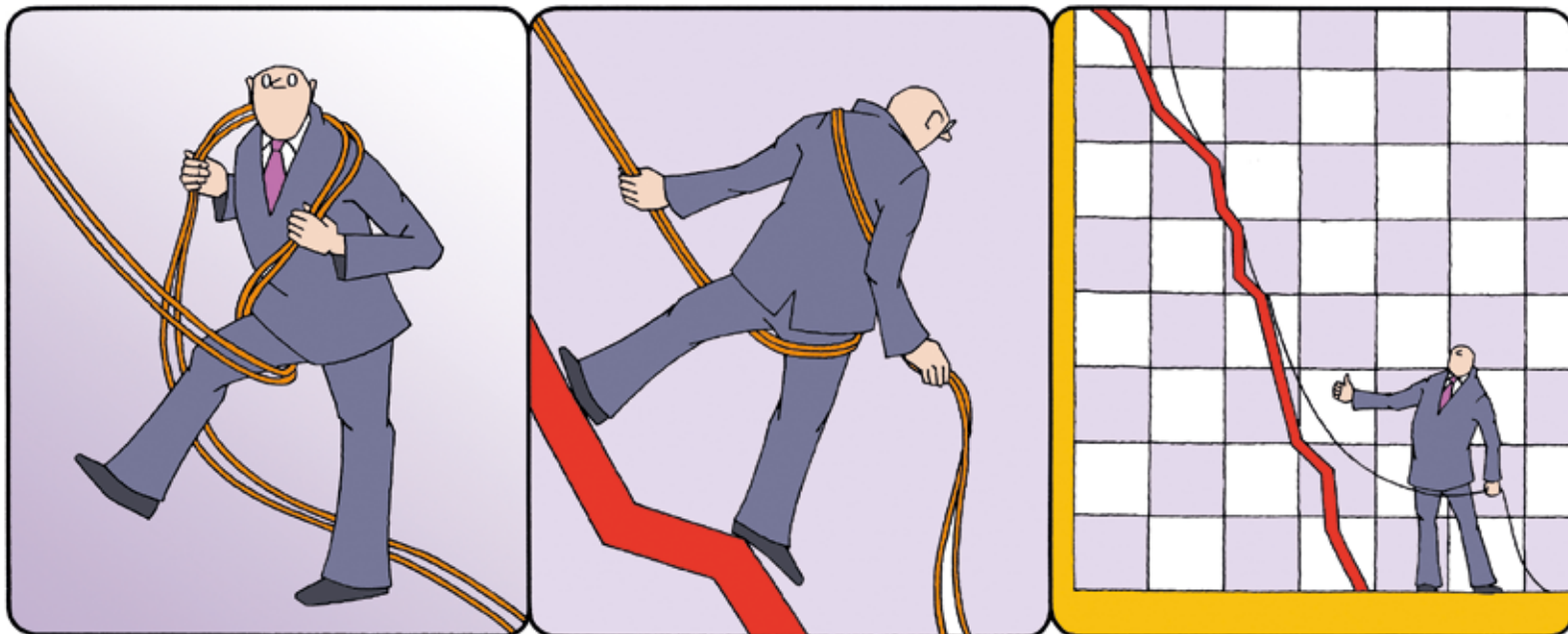
zurückzuführen, die die Waadtländer jahrelang an der Nase herumgeführt, Dossiers auf die lange Bank geschoben, schlecht kommuniziert und immer wieder Nachbesserungen verlangt haben, alles im Berner Tempo. Oder sagen wir mal, im Tempo der Züge, die von Lausanne nach Bern fahren, mit der Geschwindigkeit einer Tschutschubahn fürs Sightseeing.

Ja klar, das Greyerzerland ist schön, ab Bern geht's dann in Windeseile weiter, es gibt offenbar einen SBB-Graben. Wenn wir schon beim Reklamieren sind: Die Züge zwischen Lausanne und Genf sind zu Stosszeiten überfüllt, die technischen Pannen zahlreich. Die Anzahl direkter Züge von Lausanne nach Basel wurde stark reduziert.

Ah, noch eins: Wer aus Nostalgie die alten Züge der SBB geniessen will, muss ins Wallis fahren. Item: Leider ist die klimabewegte Jugend zu wenig gut informiert, um sich mal die SBB vorzunehmen, statt immer wieder Menschen in der Stadt daran zu hindern, ihrer Arbeit nachzugehen. Stellen Sie sich mal vor, diese Projekt-Schlamperei hätte in und um Zürich stattgefunden. Es würden viele Köpfe rollen, nachträglich.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Sepp Blatter



Wenn die Schweizer Fussballnationalmannschaft im Einsatz steht, ist dies für mich immer ein Pflichttermin. Als Gönner des Schweizer Verbands sind für mich für jedes Heimspiel zwei Karten reserviert. Ich gebe sie in der Regel aber an meine Tochter weiter – und schaue mir die Spiele zu Hause in Zürich auf meinem grossen Fernseher an. Da habe ich praktisch Stadionatmosphäre.

Obwohl ich als Fifa-Präsident der Neutralität verpflichtet war, hatte ich zu den Trainern der Schweizer Nationalmannschaft immer eine ganz besondere Beziehung – angefangen bei René Hüssy, der in den 1970er Jahren die Geschicke der SFV-Equipe lenkte und später an meiner Seite in der Fifa die Entwicklungsprogramme leitete. Ich kann mit Fug und Recht sagen: René war einer meiner besten Freunde.

Auch mit Roy Hodgson verbindet mich eine enge Beziehung. Der Engländer brachte die Nati in den 1990er Jahren zurück auf die Fussballweltkarte. Die WM 1994 in den USA – ich war damals noch Generalsekretär der Fifa – werde ich immer in bester Erinnerung behalten. Sie war ein Fest für den Schweizer Fussball – und ein Fest für «King Roy». Ich denke, dass es im Schweizer Fussball noch nie einen so populären Ausländer gegeben hat wie Roy Hodgson – ein charismatischer und humorvoller Brite. Dass er unlängst bei Crystal Palace wieder ein Engagement in der Premier League angenommen hat, freut mich auch persönlich sehr. An dieser Stelle sage ich aufrichtig: «Good luck, my friend Roy. And I hope to see you soon in Zürich.»

Einen ebenso engen Kontakt verband ich mit Köbi Kuhn. Der beste Zürcher Fussballer

aller Zeiten war auch als Trainer eine beeindruckende Persönlichkeit. Wie kaum ein anderer verband er das Kollegiale mit dem Autoritären. Köbi war für die Spieler wie ein Vater, und er liess einen erfrischend offensiven Fussball spielen. In der Zeit, als er die Schweiz trainierte, äusserte ich ihm gegenüber einen kühnen Wunsch – ob er nicht meinen grossen Traum erfüllen und mich für ein Freundschaftsspiel aufbieten könne. Ich hätte mich mit der Rolle als Ersatzspieler zufriedengegeben, doch Köbi schlug meine Bitte mit einem sanften Lächeln aus.

Wie gesagt, war ich als Fifa-Präsident der Neutralität verpflichtet. Ich hätte es mir nie erlauben können, die Schweiz in irgendeiner Weise zu bevorteilen. Dennoch waren die Ex-Nationalspieler immer gerngesehene Gäste in der Fifa-Familie. Und auch am Sepp-Blatter-Turnier in Ulrichen. Dort traten jeweils die Swiss Legends gegen eine Weltauswahl an. Im Schweizer Team mehr als einmal dabei: Murat Yakin – in der Regel begleitet von seiner legendären Mutter Emine.

Mit dem aktuellen Nationaltrainer und auch mit seinem Bruder Hakan verbindet mich unter anderem die Liebe fürs Wallis. In ihrer Kindheit

Das Team von Murat Yakin hat es in den Füßen, den ganz grossen Coup zu landen.

und Jugend verbrachten die Yakin-Brüder viele Wochenenden in Visp. Ihr Vater Mustafa arbeitete bei der Lonza. Wenn sie ihn besuchten, gab es für die beiden nur Fussball. In Lalden hatte es einen Fussballplatz. Und der war das Einzige, was Murat und Hakan interessierte. Als Murat als

Zweitklässler damals in Münchenstein seinen Berufswunsch aufschreiben musste, kritzelte er «Fusbalschpiler» aufs Papier.

Murat Yakin ist es nun auch, der meine Bindung zur Nationalmannschaft noch stärker macht. Als das Team an der Weltmeisterschaft in Katar im Viertelfinal gegen Portugal eine der schmerzhaftesten Niederlagen der jüngeren Vergangenheit einstecken musste, litt ich förmlich mit. Später traf ich mich mit Muri in Zürich zum Mittagessen und sprach mit ihm über die Ereignisse in Katar. Dass im entscheidenden Moment viele Spieler an Grippesymptomen litten, stellte der Schweizer Organisation kein gutes Zeugnis aus. Das musste auch Yakin zugeben.

Dabei hatte die Mannschaft noch im Achtelfinal gegen Serbien eine grandiose Leistung geboten. Das war Show, Spektakel und Tempo auf höchstem Niveau – und eine Dramatik, die in den gegenseitigen Provokationen ihren Höhepunkt fand. Doch die Schweizer liessen sich nicht unterkriegen und erzielten nach einer Traumkombination über Embolo, Shaqiri, Vargas und Freuler das vielleicht schönste Tor des ganzen Turniers. Es sind solche Momentaufnahmen, die mich vom grossen Wurf der Schweizer träumen lassen. Die Partien gegen Weissrussland (5:0) und Israel (3:0) waren starke Zeichen. Deshalb bin ich überzeugt: Das Team von Yakin hat es in den Füßen, den ganz grossen Coup zu landen – an der Euro 2024 in Deutschland oder dann halt an der WM 2026 in Kanada, Mexiko und den USA.

Sepp Blatter arbeitete 46 Jahre für den Weltfussballverband Fifa, 18 Jahre als Präsident. Er ist Ehrenmitglied des Schweizer Fussball-Verbands.

Eldorado für Illegale

In der Schweiz leben über 100 000 sogenannte Sans-Papiers, dank der schützenden Hand der Politik.

Es ist eine Zahl, die zu denken gibt: Das Grenzwachtkorps hat im vergangenen Jahr über 52 000 Migranten bei der illegalen Einreise aufgegriffen. Das ist mehr als eine Verdreifachung, verglichen mit dem Vorjahr. Dabei sind die Aufgriffe durch die Polizei in dieser Statistik nicht enthalten. Bei den von der Grenzschutzbehörde gestellten Migranten handelte es sich fast ausschliesslich um junge Männer aus Afghanistan, Syrien oder aus Ländern wie Libyen, Algerien und Marokko – also aus Kulturen, deren Angehörige nicht gerade bekannt dafür sind, sich anzupassen. «Eigentlich müsste der Staat gegen jeden ein Strafverfahren eröffnen, denn die illegale Einreise ist ein Delikt. Das geschieht aber nicht oder selten», sagt SVP-Nationalrat Gregor Rutz. Der Rechtsstaat hat hier offenbar längst kapituliert.

Wenn die Illegalen bei ihrer Arretierung dagegen «Asyl, Asyl!» rufen, muss der Bund ein Verfahren eröffnen, dann werden Recht und Gesetz strikte angewandt. Laut Staatssekretariat für Migration (SEM) stellen aber nur 5 bis 10 Prozent der Migranten, die der Grenzschutzbehörde ins Netz gehen, ein Asylgesuch. Alle anderen geben an, direkt weiterreisen zu wollen – vor allem nach Deutschland, Frankreich und Grossbritannien.

Untertauchen in der Schweiz

Und was geschieht mit den anderen 90 bis 95 Prozent? Beim Bundesamt für Zoll und Grenzsicherheit (BAZG) heisst es dazu, dass, wer nicht um Asyl nachsucht, aus der Schweiz und dem Schengen-Raum (EU-Mitgliedsländer ohne Rumänien und Bulgarien, aber mit der Schweiz, Norwegen, Liechtenstein und Island) ausgewiesen werde.

Als im Jahr 2016 die Zahl aufgegriffener Illegaler durch das Grenzwachtkorps auf über 48 000 hochschoss, konnte die Schweiz gegen 25 000 nach Italien überstellen. Aber momentan funktionieren solche Transfers weniger gut, weil Italien seit Dezember 2022 keine Asylbewerber mehr zurücknimmt. Die Wahrscheinlichkeit ist gross, dass von den 52 000 Migranten viele nicht wie vorgegeben weiter-



Kapitulation: Baume-Schneider.

reisen oder zurückgeschickt werden, sondern in der Schweiz untertauchen.

Dabei leben je nach Schätzungen und Quellen bereits heute über 100 000 sogenannte Papierlose (Sans-Papiers) in der Schweiz, die das Land eigentlich längst hätten verlassen müssen. Aber die Behörden stellen sich seit Jahren blind. Nur die SVP pocht auf einen Vollzug der Gesetze und hat dazu auch schon einen Stapel von Vorstössen und Vorschlägen eingereicht.

So findet es die Thurgauer SVP-Nationalrätin Verena Herzog stossend, dass Migranten ohne Bleiberecht bei der AHV, der Krankenversicherung und sogar bei der Prämienver-

Nur 5 bis 10 Prozent der Migranten, die der Grenzschutzbehörde ins Netz gehen, stellen ein Asylgesuch.

billigung gleiche Rechte haben wie Schweizer und Personen mit geregelter Aufenthaltsstatus. Sie will Korrekturen. Elisabeth Baume-Schneider sieht keinen Handlungsbedarf.

SVP-Nationalrat Thomas Matter verlangt einen systematischen Datenaustausch zwi-

schen den Vollzugsorganen der Sozialversicherungen und den Migrationsbehörden. Das existiert heute nicht, würde aber Sinn machen.

Verbot von Parallelausweisen gefordert

Die neue Justizministerin Elisabeth Baume-Schneider lehnte den Vorstoss mit der Begründung ab, dass der fehlende Datenaustausch gewollt sei. Dadurch werde der Datenschutz gewährleistet, und es könne vermieden werden, dass Sans-Papiers aus diesem Grund auf eine Anmeldung bei den Sozialversicherungen verzichten würden. Dass sich sehr viel weniger Sans-Papiers für die Schweiz entschieden, wenn sie nicht grosszügig von den Sozialleistungen profitieren könnten, auf diese Idee kommt die neue Justizministerin offenbar nicht.

Andreas Glarner (SVP, AG) wiederum forderte ein Verbot der sogenannten City Cards und ähnlicher Parallelausweise, mit denen linksgrüne Städte liebäugeln, damit illegale Ausländer nicht als solche erkannt werden. Das wäre ein eklatanter Verstoss gegen bundesrechtliche Bestimmungen. Aber Bundesrätin Baume-Schneider sieht auch hier keinen Grund, vorsorglich einzuschreiten.

Auch der Nationalrat hat in der März-Session sämtliche SVP-Vorstösse zur illegalen Migration abgelehnt – mit den Stimmen der FDP, die sich noch im Februar im *Blick* damit brüstete, man wolle jetzt gegen abgewiesene Asylbewerber, die häufig weiterhin illegal im Lande bleiben, härter vorgehen.

Die Betreuungsindustrie mit ihren Helfern in der Politik und ihren vielen Profiteuren hat kein Interesse, an der Situation etwas zu verändern. Im Gegenteil: In der gleichen Session wurde von der Grossen Kammer eine Motion von EVP-Nationalrätin Marianne Streiff-Feller (inzwischen zurückgetreten) angenommen, die eine Regularisierung für 3000 (!) abgewiesene Asylbewerber verlangt, die sich seit Jahren illegal in der Schweiz aufhalten und Nothilfe beziehen. Kein Wunder, ist die Lage ausser Kontrolle, während die neue Migrationsministerin Elisabeth Baume-Schneider den Problemen aus dem Weg geht.

Mehr Schweiz wagen

Der Bundesrat will ein neues Rahmenabkommen mit der EU. Doch ein solches ist unvereinbar mit dem staatspolitischen Kern des Landes. Hier hat der Bürger das letzte Wort, kein Gericht.

Oliver Zimmer

Der Gesetzgeber kann die Macht, Gesetze zu erlassen, in keine andere Hand legen. Denn als lediglich delegiertes, vom Volk eingesetztes Gremium ist seine Macht nicht übertragbar.
John Locke

Mit der eingangs zitierten Warnung richtete sich John Locke (1632–1704) an die Adresse des englischen Parlaments, nachdem dieses am Ende des 17. Jahrhunderts zur zentralen politischen Instanz im Königreich aufgestiegen war. Die neuen De-facto-Herrscher von Westminster Gnaden sollten der Versuchung des Absolutismus widerstehen, denn dafür brauchte es nach Locke nicht unbedingt einen Sonnenkönig. Nun war der neben Montesquieu wichtigste Philosoph der Aufklärung bekanntlich kein Demokrat im modernen Sinne. Doch das Problem, das er benannte – die Gefahr des Machtmissbrauchs im Staat durch seine verfassungsmässig legitimierten Gewalten –, inspiriert bis heute auf der ganzen Welt die Verteidigung demokratischer Gesellschaften.

Schweiz klein, Europa gross

Locke kleidete seine Warnung in Form eines Gleichnisses: Eure Macht ist kein Grundbesitz, sie beruht auf einem Lehenvertrag. Anders gesagt: Ein geborgtes Gut ist nicht veräusserbar, ein wertvolles Geschenk gibt man nicht weiter. Damit erklärte der aus dem englischen Südwesten stammende Philosoph die Anerkennung der neuen Souveränitätsidee zur Grundlage von Rechtssicherheit. Dass das von Locke angerufene Volk damals als politisch aktive Bürgerschaft erst in Ansätzen existierte, ändert nichts an der Aktualität des Grundsatzes.

Lockes Verständnis von Rechtssicherheit hat mit jenem, das im Schweizer Aussendepartement vorherrscht, ganz offensichtlich kaum etwas gemein. Zumindest gelangt zu diesem Schluss, wer das Interview liest, das dessen Vorsteher kurz vor Weihnachten der NZZ gab. Darin bemühte Ignazio Cassis jenes Schweiz-Bild, das schon die Kampagne für das Rahmenabkommen scheitern liess.

Das dazugehörige Mantra: Die Schweiz ist klein, und Europa ist gross. Wir müssen uns den Wünschen der EU fügen, sonst werden wir als Volkswirtschaft abgehängt und zementieren unseren Status als Sonderling im Zentrum Europas. Je integrierter, desto besser.

Selbstverzwergung als Leitstrategie der Europapolitik ist nichts Neues. Aufhorchen lässt indessen, was Cassis zu den Voraussetzungen künftiger Verhandlungen mit der EU sagte: «Der Rahmenvertrag ist die Basis für die Diskussionen. Es wäre unrealistisch, ein ganz neues Modell für die Streitbeilegung zu erwarten.» Mit anderen Worten: Der Ansatz der institutionellen Harmonisierung – mit dem Europäischen Gerichtshof (EuGH) als Letztentscheidungsinstanz – soll bei den bevorstehenden Verhandlungen als Grundlage dienen.

Doch man sollte das Problem nicht übermässig personalisieren. Das Bild, das der fürs Europadossier zuständige Bundesrat von der Schweiz zeichnet, entspricht hierzulande vielerorts dem unhinterfragten Standard. Viele plagt ein schlechtes Gewissen, weil die EU-Kommission und ihre Vertreter ihre Unzufriedenheit seit langem offen zur Schau stellen. Dass die EU die Schweiz beim Forschungsprogramm «Horizon» diskriminiert, können jene, die das Argumentarium Brüssels bis in die Sprachregeln internalisiert haben, problemlos nachvollziehen. Sie sehen hier nicht die Arroganz einer machiavellistischen Macht am Werk. Sie betrachten den Ausschluss vom EU-Forschungstopf vielmehr als Beweis dafür, dass die Eidgenossenschaft ihr europäisches Klassenziel erneut verfehlt hat. Dass die Schweiz und Grossbritannien bei der Forschung die meisten europäischen Universitäten in den Schatten stellen, passt nicht in ihr konformistisches Verständnis von Fortschritt. Fakten sind so lange willkommen, wie sie die politischen Ambitionen nicht stören.

Worum geht es beim angestrebten Rahmenabkommen 2.0 im Kern? Wäre ich Ökonom, würde ich darauf hinweisen, dass *unfriendly takeovers* nur Sinn ergeben, wenn der Bewerber



Unverhandelbares Gut: Giovanni Giacomettis

mehr bietet als einen ausgewiesenen Willen zur Macht. Der designierte neue Eigentümer sollte auch fitter sein als der Übernahmekandidat. Viele der relevanten Daten sind frei verfügbar: etwa zur Staatsverschuldung oder zum Arbeitsfrieden, zur Produktivität oder zum Zusammenspiel von Ausbildung und Arbeitsmarkt, zum Bürokratisierungsgrad oder zur wirtschaftlichen Konkurrenzfähigkeit, zur Zufriedenheit der Menschen oder zum Wohlstandsniveau. Auch wenn die Schweiz nicht in all diesen Bereichen obenaus schwingt, so hat sie doch bei der Mehrzahl die Nase deutlich vorn. Auch die Frage, ob eine andauernd hohe Zuwanderung die Produktivität einer Volkswirtschaft langfristig steigert oder ob ein kanadischer, selektiver Ansatz für Gesellschaft und Arbeitsmarkt nicht nachhaltiger wäre, müsste offen diskutiert werden. Wichtige Anhaltspunkte dafür finden sich in der vom Luzerner Institut für Schweizer Wirtschaftspolitik (IWP) vor einigen Wochen vorgelegten Handelsstudie.

Anders als von Ignazio Cassis behauptet, nimmt zudem der Anteil der EU am Aussenhandel mit der Schweiz seit Jahren nicht zu, sondern ab. Auch stellt sich die Grundsatzfrage, ob institutionelle Integrationsabkommen den



«Sommerlandschaft bei Maloja», 1931.

Freiheitsgrad einer offenen Volkswirtschaft nicht auf unzulässige Weise einschränken.

Doch da ich Historiker mit Interesse an staatspolitischen Fragen bin, möchte ich bei der Frage der Rechtssicherheit bleiben. Jene, die sich eine engere institutionelle Anbindung an die EU wünschen, bringen diesen Begriff immer wieder prominent ins Spiel. Unter ihnen sind viele Exponenten der Wirtschaft (vor allem die Manager von Grosskonzernen), Politiker und nominell liberale Think-Tanks. Sie verbinden Rechtssicherheit vorab mit der Verlässlichkeit der Regeln, die für die Industrie, den Handel und die Finanzindustrie gelten. Ihr Motiv besteht darin, die Transaktionskosten im Interesse der Profitabilität möglichst tief zu halten. Sie betonen bei jeder Gelegenheit die Notwendigkeit eines *level playing field*. Als ob ein funktionierender Wettbewerb der wirtschaftlichen Produktivität und damit den Bürgern eines Landes mittelfristig nicht mehr bringen würde als die transnationale Harmonisierung.

Schwächung des Politischen

Staatspolitisch gesehen, operiert die angesprochene Idee der Rechtssicherheit in einem Niemandsland. Und genau das macht sie hochpolitisch. Denn Rechtssicherheit läuft hier auf

die Forderung hinaus, sich mit der EU auf möglichst unverrückbare Regulative zu einigen. Ziel ist ein rechtlicher Automatismus – ein transnationaler Hebel zur möglichst weitgehenden Ausschaltung der Innenpolitik. Doch weil eine solche Forderung in der halbdirekten Demokratie schlecht ankommt, beruft man sich auf die Rechtssicherheit. Der Begriff klingt nach distanzierter Sachlichkeit, er eignet sich deshalb ausgezeichnet als politisches Beruhigungsmittel. Dabei müsste man sich verstärkt auch über die Risiken und Unwägbarkeiten unterhalten, die man sich mit einer institutionel-

Anders als Cassis behauptet, nimmt der Anteil der EU am Aussenhandel seit Jahren nicht zu, sondern ab.

len Anbindung an die EU einhandelt. Das geschieht allerdings kaum, denn die Leute sollen sich keine Sorgen machen. Sie sollen sich, zum Wohle der Weltoffenheit, beruhigen.

Was sich plausibel anhört, läuft staatspolitisch auf eine Schwächung des Politischen hinaus. Geht es beim angestrebten Automatismus doch darum, die Beziehungen zur EU – ganz im Sinne ihrer Kommission – dem demokratischen Prozess zu entziehen. Referenden wären dann zwar formal noch zugelassen, jedoch stets durch eine Moralkeule bedroht. Jene Nationen, die bei den europäischen Verträgen in den letzten Jahrzehnten aufzumucken wagten, bekamen diese Keule jeweils sofort zu spüren: nicht nur von den Berufseuropäern in der EU-Kommission, sondern auch von ihren eigenen Regierungen und Parlamenten, die sich bei den hastig anberaumten Strafreferenden jeweils, ob aus Überzeugung oder Opportunismus (meist spielte beides mit), mit Brüssel solidarisierten, indem sie ihre Bürger zur Vernunft aufriefen.

Die Frage, ob Demokratien durch politische Trauerspiele dieser Art beschädigt werden, muss leider bejaht werden. Wobei der Schaden nicht von heute auf morgen eintritt, sondern mit der zunehmenden Dauer der Negierung der partizipatorischen Demokratie durch technokratisch denkende Berufspolitiker und Regierungen. In gewissen Ländern kann man die Bürger offensichtlich in die Wahllokale zitieren, bis sie so stimmen, wie es die Regierung von ihnen erwartet. In der Schweiz jedoch dürften Strafreferenden à la Irland für die *Classe politique* mit beträchtlichen Kosten verbunden sein. Politiker, die ihre Mitbürger mit alternativlosen Visionen zu ihrem Glück zwingen möchten, sind hierzulande nicht besonders beliebt.

Das bringt mich zum wichtigsten Punkt: Was gewisse Exponenten unserer Wirtschaft im Verbund mit EU-affinen Kreisen Rechtssicherheit nennen, entspricht, staatspolitisch gesehen, dem puren Gegenteil. Und genau hier gewinnt John Lockes eingangs zitierter Satz an

Bedeutung. Der englische Philosoph plädierte keineswegs für die Alleinherrschaft des Volkes. Er warnte lediglich vor dem Risiko des von Thomas Hobbes geforderten Super-Souveräns, also vor jener mit unbeschränkter Macht ausgestatteten Gewalt. Wer auch immer sich fortan zum Herrscher aufschwingen würde – ob Parlament, Exekutive oder hohes Gericht –, sollte fortan der Legitimität entbehren.

Kompetenz-Kompetenz

Diese Diskussion ist heute in Europa wieder besonders aktuell. Denn in der EU dominieren die politisierten Gerichte in einer Weise, die Lockes Super-Souverän sehr nahe kommt. Manche Professoren an Europa-Instituten werden hier einwenden: Die Macht, sich neue Kompetenzen anzueignen, die sogenannte Kompetenz-Kompetenz, liegt in der EU noch immer bei den Mitgliedstaaten. Was formal zutrifft, stimmt faktisch nur noch sehr bedingt. Das kann man bei wirklich distinguierten Rechtsgelehrten wie Dieter Grimm oder klugen britischen Ex-Richtern wie Jonathan Sumption nachlesen. Mit dem EuGH (und nun auch der Europäischen Zentralbank) besitzt die EU heute Organe, die die Souveränität der Mitgliedstaaten in vielen Bereichen aushebeln können. Dank der seit den

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
vzch.com/merkblatt-pensionierung

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch

EUROPAPOLITIK

Warnung an den Bundesrat

Beim letzten europapolitischen Showdown gingen sie als Sieger vom Platz. Die Allianz Kompass/Europa um die drei erfolgreichen Finanzunternehmer Urs Wietlisbach, Alfred Gantner und Marcel Erni von der Partners Group engagierte sich an vorderster Front, um das Rahmenabkommen zu versenken. Parlament, Ver-



Inakzeptabel: Unternehmer Wietlisbach.

waltung und EU lassen aber nicht locker. Wieder liegen Vorschläge auf dem Tisch, die an den im Mai 2021 beerdigten Deal erinnern. Kompass/Europa schrieb darum dem Bundesrat vor ein paar Tagen einen Brief: «Leider präsentiert die EU für uns vitale Punkte wie dynamische Rechtsübernahme oder die Frage der Gerichtsbarkeit nahezu identisch wie beim richtigerweise gestoppten Rahmenabkommen.»

Die Unternehmerallianz macht in ihrem Positionsbezug auf drei Punkte aufmerksam: Die EU halte an der dynamischen Rechtsübernahme fest. «Damit riskieren wir, dass unsere Gesetze im Zweifelsfall nicht mehr vom Parlament und Stimmvolk, sondern von der EU diktiert werden.» Zweitens sei der Europäische Gerichtshof immer noch im Gespräch und als Gericht der Gegenpartei nicht akzeptabel. Es brauche «eine neutrale, klärende Instanz». Und zuletzt würde eine Übernahme der Unionsbürgerschaft den Migrationsdruck weiter erhöhen. Die Zuwanderung in die Schweiz «hat ein Ausmass angenommen, welches strukturell nicht zu bewältigen und volkswirtschaftlich schädlich ist».

Die Politik ist gewarnt. Kompass/Europa wird auch diesmal alle Hebel in Bewegung setzen, um einen schlechten Vertrag mit der EU zu verhindern.

Marcel Odermatt

1960er Jahren betriebenen Konstitutionalisierung der europäischen Verträge hat der EuGH seine Machtposition ständig ausgebaut. Es handelt sich hier (wie auch beim Strassburger Gerichtshof) um ein Gericht im Dienst eines politisch definierten Endziels.

Wer sich für Rechtssicherheit in der Demokratie interessiert, dem empfehle ich den 1995 publizierte Aufsatz von Hiltrun Abromeit. Darin unterscheidet die deutsche Politologin zwischen verschiedenen Konzepten der Souveränität. Im Zentrum steht die Frage: Wer kann dem Gesetzgeber die Zustimmung verweigern? Liegt das Letztentscheidungsrecht bei einer Regierung, einem Gericht, oder sind es die Stimmbürger, die ein Gesetz zurückweisen können? Der Befund der Politologin lautet, pointiert gesagt: Im britischen System hält ein mächtiges Parlament die meisten Trümpfe in der Hand. In Deutschland ist die Verweigerungskompetenz im Sinne eines Letztentscheidungsrechts dem Bundesverfassungsgericht vorbehalten, wobei sich dies in den letzten beiden Jahrzehnten bekanntlich zum EuGH hin verschoben hat. In der Schweiz können die Stimmbürger ein gewichtiges Veto einlegen. Tendenziell, so Abromeits Befund, garantiert ein skeptisches Volk, das bei Bedarf das Referendum ergreift oder eine Initiative lanciert, mehr Berechenbarkeit als ein Verfassungsgericht oder ein übermächtiges Parlament.

Widerspenstige Bürgerdemokratie

Wohl nicht zuletzt deshalb, weil die Souveränität in der Schweiz dank Föderalismus und Gemeindeautonomie auf viele Kreise aufgeteilt wird. Auch die Kultur des regelgebundenen Aushandelns, zu der der direkt-demokratische Einspruch genauso gehört wie die Konkordanz, ist der Berechenbarkeit des politischen Systems zuträglich. Dagegen hat das deutsche Verfassungsgericht durch seine Kompetenz, die parlamentarische Demokratie einzuhegen («Kompetenz-Kompetenz»), die Rechtsunsicherheit gemäss Abromeit für Bürger und Politiker tendenziell erhöht.

Man sollte die Frage also besser umdrehen: Wer soll in einer modernen Demokratie das Privileg besitzen, durch Einspruch Unberechenbarkeit zu produzieren? Eine Gruppe von Richtern, die auf der Grundlage ihrer Interpretation von Verträgen und Regulativen Recht setzen und damit legislativ tätig werden? Ein tendenziell von Leuten mit höheren Bildungszertifikaten dominiertes Parlament? Oder ein Stimmvolk, das Parlament und Regierenden periodisch widerspricht und (in der Schweiz) ausserdem als Verfassungsgeber auftritt? Vor laufendem Mikrophon wird es auf diese Frage selbst in der Schweiz nur eine Antwort geben, zumal in einem Wahljahr: das Stimmvolk, das Parlament und Regierenden periodisch widerspricht. Hinter vorgehaltener Hand sieht es bekanntlich schon lange anders aus.

Der Traum von der Herrschaft der Wissenden und Weisen ist so alt wie die europäische Geschichte. Diesen Traum in Europa zu verwirklichen, das hat sich die EU auf die Fahne geschrieben. Das ist auch der tiefere Grund, weshalb sie beim EuGH nicht kompromissfähig sein kann. Jeder Vertreter der EU weiss das. Und alle, die sich mit der Geschichte der Europäischen Union befassen, müssten es auch wissen. Dieses Modell ist in sich stimmig und besitzt seine eigene Legitimität. Aber es ist unvereinbar mit dem staatspolitischen Kern der Schweiz. Dieser besteht in der von unten nach oben gebauten Republik und in einer das politische Geschäft verlangsamenden demokratischen Streitkultur. Unvereinbar ist dieses Modell zudem mit der institutionalisierten Kontrolle einer zur

Der Traum von der Herrschaft der Wissenden und Weisen ist so alt wie die europäische Geschichte.

Selbstüberschätzung neigenden Elite in Politik, Verwaltung und Wirtschaft. Die Arbeitshypothese, wonach diese Elite dem System Schweiz deutlich mehr verdanke als umgekehrt, hat sich in den letzten zwei Wochen auf dramatische Weise bestätigt.

Daraus folgt allerdings nicht, dass sich im Staate Schweiz nichts ändern dürfe. Wer den aussenpolitischen Handlungsspielraum durch Verfassungsartikel weiter einschränkt, stärkt unser demokratisches System allenfalls kurzfristig. Nicht die uneingeschränkte Neutralität verleiht der Eidgenossenschaft ihren tieferen Sinn und damit ihre Daseinsberechtigung im globalen Rahmen. Das unverhandelbare Gut der Schweiz ist ihre widerspenstige Bürgerdemokratie. Zusammen mit dem dualen Bildungssystem bildet sie ausserdem den zentralen Erfolgsgaranten des Landes. Hier wären *Trade-offs* nicht nur unklug, sondern geradezu verantwortungslos (vergleichbar mit der Strategie eines Finanzinstituts, dessen Manager und Präsidenten sich aufgrund ihrer exzessiven Bezüge immer für zwei Nummern grösser hielten, als sie es tatsächlich waren). Auch unser Begriff von Rechtsstaat und Rechtssicherheit gründet stärker als anderswo auf diesem demokratischen Kern. Dafür garantieren in der Schweiz keine transnationalen Gerichte, die in Verfolgung eines politischen Endzwecks Regulative erlassen und Parlamente disziplinieren.

Rechtssicherheit gründet hierzulande auf dem demokratischen Letztentscheidungsrecht durch die Stimmbürger. Warum das so ist? Weil ein Lehngut kein Grundbesitz ist.

Oliver Zimmer ist Forschungsdirektor beim Center for Research in Economics, Management and the Arts (Crema) in Zürich. Sein mit dem Ökonomen Bruno S. Frey verfasstes Buch ist im Januar beim Berliner Aufbau-Verlag erschienen: «Mehr Demokratie wagen. Für eine Teilhabe aller».

Fenster- und Storenreinigung

GROSSE FRÜHLINGSAKTION*
**20%
Rabatt**
GROSSE FRÜHLINGSAKTION

*«Jeden Frühling werden die Fenster durch Pollen
und Saharastaub stark verschmutzt – eine professionelle
Glas- und Fensterreinigung ist unabdingbar.»*

Miguel Antunes
seit 12 Jahren für Armit im Einsatz

* Auftragsausführung 01.04.2023 – 30.06.2023

Jetzt Angebot einholen 0800 404 808

Leben mit Müdigkeit

Ich weiss gar nicht, ob ich schon immer müde war, ich erinnere mich nicht.



Ausgeglichenheit, das Universum kann das.

Dann ist sie da, so plötzlich wie die ersten Blüten einer Magnolie, wie die Vögel, die Fliegen, die Hummeln, die Regenwürmer, diese chinesischen Stinkwanzen, das bisschen Hoffnung, so leicht zu werden wie die Luft; die Müdigkeit im Frühlingsanfang, die sich anfühlt wie ein Belagerungsring aus Stein. Man entkommt ihr nicht, nie, sie ist mächtiger als das unermüdlich spriessende Werden um einen herum, sie ist im Grunde ein ohnmächtiger Widerspruch, eine Unzulänglichkeit auch. Warum werden wir müde, wenn alles erwacht?

Die Neurologie hat eine Antwort auf dieses Durcheinander. Der Serotoninspiegel steigt, jener des Melatonins nimmt ab, die Justierung dauert ein, zwei Wochen und macht müde. Nur hilft dieses Wissen nicht gegen diese umfassende Müdigkeit, die sich in einem festkrallt wie Efeu an einem Stein, die lähmt und sich paart mit all den andern Formen der Müdigkeit, die das Wachsein des Menschen begleiten.

In den Momenten der ärgsten Kraft- und Antriebslosigkeit, wenn ich in einem Garten sitze wie gegossenes Blei und nur vermag, dem Frühling zuzuschauen, und ich wünschte, ein Adliger aus dem 17. Jahrhundert zu sein, der Bedienstete hätte und eine Sänfte, denke ich gelegentlich gar, dass jene Phase des Alterns, in der das Sterben das Leben übernimmt, sich wahrscheinlich ähnlich an-

fühlt. Frühling, denke ich weiter, ist immer ein bisschen Sterben zuerst. Wenn ich Glück habe, nicke ich ein, falle in einen lebendigen Traum, aber dann wache ich wieder auf und fühle noch mehr Müdigkeit in mir.

Es gibt kein Entkommen von der Müdigkeit. Es gibt nur Momente, in denen sie sich kurz schlafen legt, und dann sind wir von einer Wachheit getränkt von Kraft und Saft, aber dann wacht sie wieder auf, jene Müdigkeit, die kein Schlaf der Welt vertreiben kann. Sie hat nichts Zaubenhaftes, ausser vielleicht jenen Moment, den sie schaffen kann, wenn wir uns abends oder nachts wie ausgehöhlt ins Bett legen, einen Seufzer der Erlösung von uns geben und uns in den Schoss des grossen Bruders der Müdigkeit flüchten, den Schlaf.

Nur manchmal gelingt es mir, Müdigkeit als eine Freundin zu sehen, eine Beschützerin gar. Vielleicht, denke ich dann, ist sie das, was dem Universum die dunkle Materie ist, jener geheimnisvolle Klebstoff, der alles zusammenhält. Dass sie mich davor bewahrt, dass meine Fliehkraft mich beliebig manchmal an immer neue Ränder meines Kosmos spült, mich nie ruhen, nie innehalten lässt. Vielleicht. Dass sie ein Schwarzes Loch ist, jene Energie, die wahrscheinlich ganze Galaxien zusammenhält, das alles aufsaugt, was über seinen Ereignishorizont gerät, es verschluckt und im rätselhaften Irgendwo dämmern lässt.

Ich weiss gar nicht, ob ich schon immer müde war, ich erinnere mich nicht. Ich kann auch nicht sagen, wann die existenzielle, auf und ab schwankende Müdigkeit als Konstante in mein Leben kam. Wahrscheinlich so um die vierzig, jener Anfang der Zeit im Leben, die beginnt, dem Alter entgegenzustreben.

Nicht dass ich lebensmüde wäre, das nicht. Oh, ich lebe gerne, meistens jedenfalls, und mein Leben ist immer noch mein Bruder und mein Freund, gelegentlich ist es gar ein Fest samt Tanz auf dem Vulkan, ist voller Musik und Tanz und Wein und ohne ein Morgen, ist dieses Gefühl, alles mit grenzenloser Euphorie umarmen zu wollen.

Ich bin ein grosser Liebhaber des Lebens, und das Leben ist meine Geliebte, die mich mal ins Elysium bringt und hin und wieder ins Martyrium. Ich bin es, trotz der Müdigkeit und ihrer unerbittlichen Gravitation, ihrer Dumpfheit, ihrer Ausweglosigkeit. Ich wünschte nur, dass Müdigkeit oder zumindest die Mattigkeit im Einklang wären mit der Lebenslust; das Universum kann das, Ausgeglichenheit, wir Menschen nicht so gut. Oder nicht allzu oft.

Seltsam und doch etwas, ja, deplatziert, wie viel Kraft Müdigkeit kostet und wie wenig Fundament sie zu geben scheint. Sie scheint vielmehr zu durchlöchern, als Löcher zu stoppen. Aber ich glaube, ich habe einen Weg gefunden, mit ihr zu leben; ich werde über sie wachsen.

PERSONENKONTROLLE

Baume-Schneider, Graber, Rösti, Tirinzoni, Schwaller-Hürlimann, Pätz, Howald, Ogi, Blair, Selenska, Trump, Cuomo



Weltspitze: Schweizer Curling-Nati.

Elisabeth Baume-Schneider, Visionärin, reiste diese Woche mit ihrer Entourage von Bern nach Zürich in den Schiffbau, um im Kulturzentrum und ehemaligen Schiffswerk über ihre ersten hundert Tage im Bundesrat zu parlieren. «Hier in diesem Raum fügen sich Vergangenheit und Zukunft zusammen», erklärte die SP-Justizministerin. Tatsächlich ist die Industriehalle auch ein Mahnmal. Als «grosszügiger» Geldgeber des Umbaus zum heutigen Vorzeigobjekt der rot-grünen Limmatstadt trat ausgerechnet die gestrauchelte Credit Suisse auf, wie prominent auf einer Tafel in einem Saal des Hauses vermerkt ist. Es wird interessant, zu beobachten, wer künftig die Zukunftsvisionen der Linken finanzieren wird. (odm)

Michael Graber, Rösti-Erklärer, verteidigte an der Delegiertenversammlung das Referendum der SVP gegen den indirekten Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative auf originelle Weise. Auch **Albert Rösti** stemmte sich einst gegen diese Vorlage, bevor er Bundesrat wurde. Das brachte SVP-Nationalrat Graber, der nach Rösti sprach, auf eine Idee. Er leitete seine Gegenrede mit den Worten ein: «Nachdem Bundesrat Rösti euch gesagt hat, was die Meinung des Bundesrates ist, werde ich euch nun sagen, was die Meinung von Albert Rösti ist.» Darauf muss man erst noch kommen. (hmo)

Silvana Tirinzoni, Curling-Star, ist mit ihrem Team vom CC Aarau im norwegischen Sandviken zum vierten Mal Weltmeisterin geworden. «Mir fehlen die Worte», sagte der Schweizer Skip nach dem Triumph. «Aber es ist wunderbar!» Die Schweizerinnen, neben Tirinzoni mit **Briar Schwaller-Hürlimann**, **Alina Pätz** und **Carole Howald**, schlugen im Final das Quartett aus Norwegen klar mit 6:3. Sie gewannen alle



Schweinespeck in Dubai: Selenska.

vierzehn Spiele. Tatsächlich ist die Eidgenossenschaft in diesem Sport eine Grossmacht. (ah)

Adolf Ogi, alt Bundesrat, ist der Erfinder der legendären Winterkappe der Credit-Suisse-Vorgängerin Schweizerische Kreditanstalt (SKA). «Tatsache ist, dass ich 1976 als Direktor des Schweizerischen Skiverbandes bei der SKA den Vorschlag machte, diese Mütze zu produzieren. Was dann schnell auch geschah», erinnert sich der achtzigjährige ehemalige Sportminister. Die Mütze hat längst mehr Wert als viele Aktien der gestrauchelten Bank zusammen. (ah)

Tony Blair, Multimillionär, versteht die Welt nicht mehr. Man müsse Vergleichen zwischen Russlands Krieg in der Ukraine und dem US-britischen Angriff auf den Irak vor zwanzig Jahren «entschieden entgegnetreten», ereiferte sich der Ex-Premier. Vielleicht erzürnt ihn eine andere Parallele zu Wladimir Putin: Auch Blair wurden Kriegsverbrechen vorgeworfen. (ky.)

Olena Selenska, *Vogue*-Model, macht Arabern Appetit. Bei einer Reise nach Dubai eröffnete Kiew's First Lady ein Restaurant mit ukrainischen Spezialitäten. Fraglich allerdings, ob das Nationalgericht im muslimischen Staat angeboten wird: Salo – in Salz, Knoblauch und Kräutern gereifter Schweinespeck. (ky.)

Donald Trump, Stehaufmännchen, hat einen überraschenden Verteidiger gefunden: den demokratischen Ex-Gouverneur von New York. **Andrew Cuomo** nannte Ermittlungen gegen den Ex-Präsidenten wegen angeblicher Zahlung eines Schweigegelds «politisch motiviert». Dennoch rechne er mit einer Anklage, da Bezirksstaatsanwälte «auch ein Schinkensandwich» vor Gericht stellen könnten. (ky.)



INSIDE WASHINGTON

Ukraine Cashflow

Vor zwei Monaten gab Präsident Joe Biden dem ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj ein Geburtstagsversprechen. In einer Rede im Roosevelt Room des Weissen Hauses erklärte Biden: «Wir stehen Ihnen zur Seite, solange es nötig ist.» Nachdem im letzten Jahr 113 Milliarden Dollar an militärischer und humanitärer Hilfe in die Ukraine geflossen sind, will Senator Josh Hawley nun die Quittungen sehen. Der GOP-Gesetzgeber fordert seine Senatskollegen auf, eine Buchführung über «jeden einzelnen Dollar des Steuerzahlers» zu verlangen, der an den osteuropäischen Verbündeten geflossen ist. In einem Leitartikel für *Fox News* argumentiert Hawley, dass es «alles andere als klar ist, dass amerikanische Hilfsgelder überhaupt an die Front fliessen».

Während sich der ehemalige Präsident Donald Trump und der Gouverneur von Florida, Ron DeSantis, über die Ukraine-Politik streiten, macht sich in der Öffentlichkeit allmählich Kriegsmüdigkeit breit. Eine Anfang März von NBC News durchgeführte Umfrage ergab, dass 56 Prozent der Republikaner die Ukraine positiv sehen. Die breite Masse der amerikanischen Bevölkerung ist jedoch nicht begeistert von dem ausufernden Ukraine-Zuschuss. Am Vorabend des einjährigen Jahrestags des Konflikts stellte Associated Press fest, dass weniger als die Hälfte der Öffentlichkeit (48 Prozent) die Lieferung von Waffen an die Ukraine befürwortet; nur 37 Prozent befürworten die Bereitstellung von Bargeld.

John Sopko, der Sondergeneralinspekteur für den Wiederaufbau Afghanistans, erklärte gegenüber National Public Radio: «Wenn man so schnell so viel Geld ausgibt, muss es zwangsläufig Probleme geben, muss es zwangsläufig zu Lecks kommen.» Die öffentliche Toleranz sinkt schnell.

Amy Holmes

MÖRGELI

Verspielt, verzockt, verraten

Der Höllensturz der Credit Suisse macht die Schweizer fassungslos und wütend. Welch fantastische Voraussetzungen haben nicht unsere Ahnen den Banken hinterlassen. Die Angestellten von Schweizer Banken aller Stufen sind nicht klüger, besser und fähiger als alle andern. Unsere Banken florierten, weil sie optimale Voraussetzungen vorfanden: staatliche Unabhängigkeit, Neutralität, Stabilität. Und dazu grösstmögliche privatwirtschaftliche Freiheit, eine starke Währung und viele Jahrzehnte eines zäh verteidigten Bankgeheimnisses.

Es hätte keinen besseren Bankenstandort geben können. Die Schweizerische Kreditanstalt entstand in der einzigen Republik Europas – mit voller Volkssouveränität. Dieser verdankt unser Land eine zweihundertjährige Friedensperiode. Denn wo die Bürger herrschen, können sie Monarchen, Oligarchen oder Diktatoren nicht in Kriege stürzen. Das alles haben die CS-Verantwortlichen in kurzer Zeit verspielt, verzockt, verraten. Denn sie glaubten, Schweizer Qualität und Vertrauen in die Schweiz habe nichts mit der Schweiz zu tun.

Der Fleiss des Volkes und gute politische Voraussetzungen haben erst den Kreditbedarf geschaffen. Für Industrie, Eisenbahnen, Infrastrukturen und Tourismus. Die Angst vor dem Risiko, die meist grösser ist als das Risiko selber, machte auch die Versicherungen zu einem glänzenden Geschäft. So kam es im jungen Bundesstaat zum Phänomen eines Kapitalüberschusses trotz intensivster Investitionen.

Die demokratische Politik orientierte sich nicht an den Höfen der Aristokraten. Selbst die reichsten Schweizer zeigten weder Protz noch Prunk. Der Reichtum lag in Wertschriften, deren Wert kaum sichtbar war. Es lagen keine Gold- und Silberschätze in Truhen und Tresoren. Darum blieben hierzulande selbst Grosskapitalisten lange eine Art Kleinbürger. Früher wussten die Schweizer Bankiers: Skrupellose Spekulationen und Bösenstricks mögen zu spektakulären Gewinnen führen. Sie enden aber todsicher im Bankrott. Denn jede Bank ist leider eine Art Sicherheitsbindung. Sie löst sich bei einem Sturz.

Christoph Mörgeli

Marlene Amstads Versteckspiel

Chefin der Finanzmarktaufsicht sagt Medienkonferenz ab. Ewig wird sie unangenehmen Fragen nicht ausweichen können.

Marcel Odermatt

Am Dienstag wollte die Finanzmarktaufsicht (Finma) ihren jährlichen Point de Presse durchführen. Doch die «professionelle Aufsicht für einen starken Finanzplatz» (Eigenwerbung) verschob den Anlass auf den Sankt-Nimmerleins-Tag. Für Kritiker ist klar: Hier stiehlt sich jemand aus der Verantwortung.

Insbesondere Präsidentin Marlene Amstad müsste hinstehen und sich erklären. Ihre Rolle beim Aus der Credit Suisse beschreiben Beobachter als «obskur». Das fing damit an, dass die Titularprofessorin der Universität Bern bei der heute schon legendären Medienkonferenz vom 19. März andeutete, die sozialen Medien hätten das Bankinstitut zu Fall gebracht. Die Botschaft der 54-jährigen Finanzspezialistin in einem der dunkelsten Momente der Schweizer Wirtschaftsgeschichte war unmissverständlich: Wir als Finma haben unsere Sorgfaltspflichten erfüllt. Äussere Umstände, die die Finma nicht beeinflussen konnte, führten zur Pleite.

Damit stellt sich gleich die nächste Frage: Wenn die Grossbank kein Solvenzproblem hatte und nicht überschuldet war, weshalb stärkte ihr Amstad nie öffentlich den Rücken? Die Finma-Chefin und ihre Entourage befanden sich auf Tauchstation, während die CS um ihr Überleben kämpfte. Niemand, der dem Geldinstitut öffentlich das Vertrauen aussprach.

«Fokus auf die Arbeiten»

Wer ist diese Frau, die ähnlich wie die CS-Manager zu keiner Selbstkritik bereit ist? Amstad lancierte 1994 ihre Karriere an der Konjunkturforschungsstelle der ETH Zürich. Danach folgte ironischerweise ein Abstecher ins Kreditrisikomanagement der Credit Suisse. Darauf war sie in rascher Abfolge in verschiedenen Jobs bei der Schweizerischen Nationalbank, der Federal Reserve Bank of New York, der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich in Hongkong tätig. Dazu lehrte und forschte sie zum Thema «Money and Banking» an der Chinese University of Hong Kong und war Mitverfasserin von Büchern im Finanzwesen.

Bern

Umso erstaunlicher, dass eine solch hochdekorierte und erfahrene Bankenexpertin der Öffentlichkeit weismachen will, dass einige Tweets ein Institut wie die CS zum Einsturz bringen können.

Auf Nachfrage, weshalb die Finma die Pressekonferenz verschoben habe und ob sich die öffentlich-rechtliche Anstalt vor kritischen Fragen im Zusammenhang mit der CS fürchte, sagt Finma-Sprecher Tobias Lux: «Die Finma hat ihre Jahresmedienkonferenz heute wegen dem aktuell starken Fokus auf die Arbeiten rund um die Fusion von UBS und CS verschoben. Wir werden über den neuen Termin der Jahresmedienkonferenz informieren.»

Sicher ist: Aufgehoben ist nicht aufgehoben. Auch zu einem späteren Zeitpunkt dürfte sich Amstad einige kritische Fragen gefallen lassen müssen. Dafür steht bei dem Bankendeal zu viel auf dem Spiel.

liebe ist...



... alles gemeinsam zu machen!

KKS: «Ich hab' ein Konto bei der CS»

Und eines bei der UBS. Bundesratstheater vom Feinsten.



Eine SKA-Mütze ist heute auf Ricardo so viel wert wie 200 Aktien der Credit Suisse. Die Bilanzsumme der neuen UBS ist doppelt so gross wie das BIP der Schweiz. Der Elefant sitzt wegen Dichtestress nicht im Wohnzimmer, sondern nächstens auf dem Hausdach.

Vor fünfzehn Tagen machte der amerikanische Botschafter Scott Miller klar, dass die Schweiz in die grösste Krise seit dem Zweiten Weltkrieg rutsche. Vor zehn Tagen behaupteten Thomas Jordan und Karin Keller-Sutter (KKS), es habe keinen Druck aus dem Ausland gegeben. *Verzell du das em Färimaa.*

Die Amerikaner verlangten die Übernahme der Credit Suisse durch die UBS. Um die Schweiz im nächsten Schritt dazu zu zwingen, hundert Milliarden Franken Oligarchengelder herauszurücken.

Und was sagt unsere Bundesrätin: «Ich habe selber ein Konto bei der Credit Suisse.» Und noch eines bei der UBS. Und niemand fragt nach, ob KKS Geld abgezogen hat, und wenn ja, wie viel.

Das Sahnehäubchen: Fast niemand bemerkte, dass es nicht um 209 Milliarden Franken Sicherheiten ging, sondern um 259 Milliarden.

Vor sechs Monaten bereits wussten das Finanzdepartement, die Nationalbank und die Finma, dass der Untergang der Credit Suisse nicht aufzuhalten war. Der grösste politische Freund der Credit Suisse war – seit er 2015 das Finanzdepartement übernommen hatte – SVP-Bundesrat Ueli Maurer. Er hinterliess einen Desordre.

Die SNB ist eine geschützte Werkstatt. Thomas Jordan ist ausgebrannt. Sein Mini-Klon Martin Schlegel hat kein eigenes Profil. Und Andréa Maechler hat zwischenzeitlich gekündigt.

Der Verwaltungsrat der Finma wird dank Ueli Maurer von einer gewissen Marlene Amstad präsiert. An der Pressekonferenz war in ihren Augen noch ein australischer Blogger für die Destabilisierung der Credit Suisse verantwortlich.

Wer vor sechs Monaten die Wahrheit kannte, darf am 16. März 2023 nie und nimmer klammheimlich, mittels Notrechts, der UBS die Credit Suisse in den Rachen schieben. Und gleich noch 259 Milliarden Staatsgarantien nachschieben.

Längst hätte Ueli Maurer – und niemand sonst – die Nationalbank breiter und kompetenter aufstellen müssen. So wie dies unabhängige Professoren immer wieder gefordert haben.

Kann die Schweiz den Kopf aus der Schlinge ziehen? Natürlich.

Für die UBS, den Elefanten auf dem Hausdach, braucht es eine harte Eigenkapitalquote von 20 Prozent. Das fordert die Linke seit fünfzehn

Und niemand fragt nach, ob Karin Keller-Sutter Geld abgezogen hat, und wenn ja, wie viel.

Jahren. Denn das Trennbankensystem kann nicht funktionieren, weil die Amerikaner diese Brunetti-Schlaumeierei nie akzeptiert haben. Milo Rau müsste einen Prozess mit allen relevanten bürgerlichen Aussagen inszenieren. Denn nicht die Politik hat versagt, sondern die rechte Politik. Nur Gerhard Pfister übt Selbstkritik. Er ist jetzt auch für 20 Prozent Eigenkapitalquote.

Der schrumpfende Bankenplatz muss und wird die russischen Oligarchen wie heisse Kar-

toffeln fallenlassen, genau wie die Aktionäre der Credit Suisse. Oder wie 2008 die Steuerhinterzieher. Hart nur für die Putin-Verehrer.

Auffallend: Niemand mehr fordert die Privatisierung der Kantonalbanken. Die Postbank braucht endlich eine Banklizenz. SP-Nationalrätin Ursula Schneider Schüttel hat als Präsidentin der Finanzdelegation die Chance vergeigt, die Zustimmung ihrer Delegation zum widerrechtlichen Notrecht von dieser Konzession abhängig zu machen. Stattdessen kämpft sie gegen alpine Solaranlagen. SP-Doppelverzögerin.

Zurück zu Alfred Gantner, der fast im Alleingang das Rahmenabkommen versenkt hat. Chapeau! Meine Prognose: Das Rahmenabkommen kommt dennoch. Denn die Europäer werden von den Amerikanern lernen, dass die Schweiz nur auf Druck reagiert. Ganz ordentlich: Der Aktienkurs der Partners Group hat sich halbiert. Klaus J. Stöhlker regt sich auf *Inside Paradeplatz* über diese Kapitalvernichtung auf.

Zwei Korrekturen: Meine Partei-Nichtfreundin Simonetta Sommaruga hat allen Haushalten und Unternehmen zum Abschied zwei faule, teure Eier ins Nest gelegt: das Gaskraftwerk in Birr und die Wasserkraftreserve. Kostet uns alle 800 Millionen Franken für nichts. Gantner ist stolz darauf, dass er und seine alten Elektrokrokodile die Väter dieser Fehlgeburten sind. Und an Grenziols-Solar bin ich in keiner Form beteiligt. Die Elektrokrokodile haben sich das Projekt längst geschnappt. Wegen der allzu happigen Subventionen. Die bisher nur ich kritisiere.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



Beben am Paradeplatz.

Operation Gesundheitschumpfen

Das Parlament wurde von der Credit-Suisse-Rettung überrumpelt. Umso mehr will es jetzt regulieren. Dabei hat das schon bisher nichts gebracht.

Hubert Mooser

Es kommt selten vor, dass sich das Büro des Nationalrates, dem der Nationalratspräsident, die Vizepräsidenten, die Fraktionschefs sowie Stimmzähler angehören und das für die Organisation des Parlamentsbetriebes zuständig ist, bei der Planung eines Aufregengeschäftes einig sind. Am letzten Montag war einer dieser Momente. Auf Antrag der Fraktionschefs Thomas Aeschi (SVP) und Roger Nordmann (SP) entschied das Gremium, eine parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) zur Untersuchung des Credit-Suisse-Debakels einzusetzen.

Eine PUK ist das schärfste Instrument des Parlamentes. Sie kommt zum Einsatz, um Vorkommnisse von grosser Tragweite zu untersuchen, und verfügt über weitreichende Kompetenzen. Im aktuellen Fall ging es wohl vor allem um die Klärung der Verantwortung auf Seiten der Behörden, also von Bundesrat, Finanzdepartement, Finanzmarktaufsicht (Finma) und Schweizerischer Nationalbank (SNB). Der Vorwurf steht im Raum, man habe zu lange zugeschaut.

Viele wundern sich, dass der Bund trotz *too big to fail*-Regulierungen erneut den Crash einer Grossbank mit Steuergeldern verhindern muss. «Wenn die Präsidentin der Aufsichtsbehörde im Interview sagt, die Vorgaben der Finma seien von der Credit Suisse (CS) nur sehr schwerfällig und minimal umgesetzt worden, lässt das aufhorchen», sagt Mitte-Nationalrat und Gewerbeverbandspräsident Fabio Regazzi.

Wirklich die beste Lösung?

Die Schweizer Behörden taten nach tagelangen Verhandlungen, was sie nach der Rettung der UBS von 2008 nie mehr tun wollten: eine Grossbank mit staatlicher Hilfe retten. Dafür wurde eine ausgeklügelte Bankenregulierung ins Werk gesetzt. Die Folgen spürten auch die Kunden. Die Eröffnung eines Bankkontos sei heute bald komplizierter als der Erhalt einer Baubewilligung ausserhalb der Bauzone, spottet FDP-Vizepräsident Philippe Nantermod im *Walliser Boten*. Das bewahrte die Schweiz aber nicht vor einem weiteren Bankenbeben. Der Bund musste die Zwangsfusion von UBS und Credit Suisse mit 109 Milliarden Franken absichern.

Bundesrätin und Finanzministerin Karin Keller-Sutter (FDP) ist überzeugt, die beste aller Varianten gefunden zu haben. Sie sieht sich als Retterin des Finanzplatzes. «Der Absturz der CS hätte weitere Banken in den Abgrund gerissen», sagte sie der NZZ. «Die Schweiz hätte ein grosses Reputationsproblem gehabt.» Das

Man wundert sich, dass der Bund erneut den Crash einer Grossbank mit Steuergeldern verhindern muss.

bezweifelt niemand. Experten wie der frühere CS- und UBS-CEO Oswald Grübel bezweifeln allerdings, dass die Zwangsfusion die beste aller Lösungen war.

Wie konnte es überhaupt so weit kommen, wo doch der Direktor der Aufsichtsbehörde Finma, Urban Angehrn, versicherte, man habe die CS auf dem Radar gehabt? «Die Finma hat alles getan, was sie im Rahmen ihres Mandats tun konnte. Es gibt keine Vollkasko-Aufsicht, die jeden Unfall vermeidet», erklärte er gegenüber der *Sonntagszeitung*. Die Frage, ob die

Finma die Politik in falscher Sicherheit wiegte, wird auch im Parlament zur Debatte stehen. Ab dem 11. April ist eine dreitägige Sondersession von National- und Ständerat angesetzt.

Diesen Donnerstag und Freitag wird die Finanzkommission (FK) des Nationalrates die Sache vorberaten. Für den kommenden Montag hat die Wirtschaftskommission (WAK) den Präsidenten der Nationalbank, Thomas Jordan, sowie Finanzministerin Karin Keller-Sutter vorgeladen. Diese warnt vorsorglich davor, «die ausgehandelte Übernahme mit neuen Bedingungen zu gefährden». Der Einwand war überflüssig und fehl am Platz. Grossen Spielraum hat das Parlament ohnehin nicht. «National- und Ständerat könnten die Verpflichtungskredite schon noch ablehnen, die Ablehnung wäre jedoch rechtlich wirkungslos», erklärt Roland Fischer (GLP), der Präsident der Finanzkommission des Nationalrates. «Die Zustimmung der Finanzdelegation zu den Verpflichtungskrediten ermächtigte den Bundesrat, entsprechende Verpflichtungen einzugehen.»

Megabank zu gross für die Schweiz

Die Finanzdelegation (FinDel) ist ein Parlamentarier-Grüppli, bestehend aus drei Ständeräten (Thomas Hefti, Peter Hegglin, Eva Herzog) und drei Nationalräten (Jean-Paul Gschwind, Ursula Schneider Schüttel, Pirmin Schwander), das für die Überwachung des Finanzhaushaltes zuständig ist. Diese sechs Politikerinnen und Politiker, die nicht unbedingt zu den politischen Schwergewichten gehören, haben an einem Sonntagnachmittag stellvertretend für das Parlament und das Volk über die Beschlüsse zur UBS/CS-Fusion entschieden, die der Bundesrat, gestützt auf Notrecht, am 19. März verfügte. Allerdings, so gutinformierte Kreise, fiel der Entscheid nicht einstimmig. Es gab Bedenken einzelner Mitglieder, die finanzielle Absicherung der Turbo-Fusion abzusagen. Namentlich SVP-Nationalrat Schwander soll sich kritisch geäussert haben.

SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi findet, dass man die Beschlüsse und den Verpflichtungskredit trotzdem ablehnen sollte. «Damit kann das Parlament ein Zeichen setzen, dass man den Entscheid desavouiert. Es wäre auch eine Rüge an die Adresse der Finanzdelegation.» Die SVP-Fraktion werde auf jeden Fall so verfahren. Aeschis Partei verfolgt noch andere Ziele. Sie will die Nationalbank dazu bringen, dass sie auf die 100-Milliarden-Garantie des Bundes verzichtet, damit diese ihre Unabhängigkeit bewahrt. Alt Bundesrat Christoph Blocher hat dies bereits gegenüber der NZZ durchblicken lassen.

Es geht jedoch auch die Angst um, dass die neue Megabank UBS für die Schweiz zu gross ist, als dass sie vom Staat überhaupt noch gerettet werden könnte. Einer der wenigen Natio-

nal- und Ständeräte, die vom Bankengeschäft etwas verstehen, ist der Zürcher SVP-Nationalrat Thomas Matter, der selber eine Bank führt. Für ihn darf es in Zukunft keine Bank mehr geben, die so gross ist, dass man sie nicht in Konkurs gehen lassen kann. Ein Weg wäre, nach der Fusion das Schweiz-Geschäft der alten Credit Suisse von der neuen UBS abzutrennen und unter ihrem alten Namen Kreditanstalt an die Börse zu bringen. Matter brachte

Das Gute an Burkarts Ideenklau ist, dass der Vorschlag so mehrheitsfähig geworden ist.

diesen Vorschlag erstmals in der SRF-«Arena» ein. FDP-Präsident Thierry Burkart stand daneben, hörte gut zu – und lancierte die Idee als FDP-Vorschlag. Das Gute an diesem Ideenklau ist, dass der Vorschlag so mehrheitsfähig geworden ist, zumal auch die SP für ein Trennbankensystem eintritt.

Matter und die SVP verlangen ausserdem, dass der Verwaltungsrat systemrelevanter Unternehmen mit Leuten besetzt wird, welche die Schweizer Volkswirtschaft berücksichtigen und mehrheitlich den Schweizer Pass besitzen. «Die Erfahrungen bei der CS haben gezeigt, dass ausländische Verwaltungsräte sich nicht um den Wirtschaftsstandort und Finanzplatz Schweiz sorgen.» Man müsse in Zukunft auch sicherstellen, dass die Stimmenmehrheit solcher Unternehmen in Schweizer Händen bleibt.

Kurt Schiltknecht weist den Weg

Mitte-Präsident Gerhard Pfister überraschte am Sonntag dagegen mit der Forderung nach einer Eigenkapitalquote von mindestens 20 Prozent. Dabei war nicht eine zu tiefe Eigenkapitaldotierung das Problem bei der CS, das haben die Bankexperten wiederholt betont. «Am Ende war es nicht die zu tiefe Eigenkapitalquote, die der CS den Todesstoss gab. Das ist richtig», sagt Pfister, gibt aber zu bedenken: «Eine tiefe Eigenkapitalquote ist ein falscher Anreiz. Je tiefer die Quote, desto höher unter Umständen die kurzfristige Eigenkapitalrendite, die dann ein Faktor für überhöhte Boni ist.» Die Linke will wie schon in der Vergangenheit Boni verbieten.

Das Parlament muss indessen aufpassen, dass es trotz aller Empörung und allem Ärger nicht mit einem kostspieligen Ausbau der Aufsichtsgremien und mit Hilfe vieler neuer Regulierungen das Problem lösen will. Das nützte schon in der Vergangenheit nicht viel. Es führt wohl kein Weg daran vorbei, die Banken in der Schweiz auf ein vertretbares Risiko zu schrumpfen, wie es der ehemalige Chefökonom der Nationalbank, Kurt Schiltknecht, nach der UBS-Rettung in der *Weltwoche* vorgeschlagen hatte.

Atomwaffen: Russland kopiert die USA

Den möglichen Einsatz von Nuklearwaffen hat der russische Präsident wiederholt ins Spiel gebracht – allerdings nur rhetorisch. Jetzt kündigt er erstmals eine physische Verlagerung russischer Atombomben an. Sein weissrussischer Amtskollege Alexander Lukaschenko, so behauptete Wladimir Putin am Wochenende, habe um die Stationierung taktischer Atomwaffen in seinem Land gebeten. Anfang Juli soll es so weit sein. Im Kreml hiess es, die Massnahme sei eine Antwort auf die Lieferung panzerbrechender Uranmunition durch Grossbritannien an die Ukraine.

Mit der Stationierung erreicht Putin ein Ziel, das ihm bislang verwehrt blieb: eine permanente Militärbasis im weissrussischen Nachbarland. Die Geschichte der Supermächte zeigt die gewichtige Rolle solcher Basen bei der Projektion von Macht in Krisenlagen. Bei der formalen Verteidigung seiner Entscheidung hat Putin leichtes Spiel. Der Erzgegner USA lagert ebenfalls Atomwaffen bei europäischen Verbündeten. Darunter auch Deutschland, das aus diesem Grund dem Atomwaffenverbotsvertrag nicht beigetreten ist.

Genüsslich erklärte Putin, sein Land tue nichts anderes als die USA «schon seit Jahrzehnten». Auch die Amerikaner bereiteten die Trägerflugzeuge ihrer Verbündeten und deren Besatzungen auf einen Einsatz vor: «Wir geben die Atomwaffen nicht weiter. Die USA geben ihren Verbündeten auch keine.» In den weissrussischen Medien sind Kritik und Bedenken unübersehbar. Ausser der Angst vor Eskalation und einem Übergreifen des Krieges auf Belarus scheint die Sorge durch, mit der Stationierung der russischen Atomwaffen die letzten aussenpolitischen Brücken in Richtung Westen zu verlieren. Ein Kommentator fragt: «Was bleibt einer Regierung überhaupt noch an autonomer Handlungsfähigkeit, wenn sie [ausländische] Massenvernichtungswaffen auf ihrem Territorium zulässt?»

Thomas Fasbender



Leichtes Spiel: Lukaschenko (l.), Putin.

Vom Winde verweht

Die Windenergie versagt in jeder Hinsicht.
Zu diesem Schluss kommt ein Oxford-Professor.

Chris Morrison

Man könnte argumentieren, dass die Grundrechenarten, die zeigen, dass die Windenergie ein wirtschaftliches und gesellschaftliches Desaster ist, schon einem aufgeweckten Grundschulkind klar sein sollten. Jetzt hat der Mathematiker und Physiker der Universität Oxford, Forscher am Cern und Fellow des Keble College, der emeritierte Professor Wade Allison, die Rechnung gemacht. Er kommt zu dem Schluss, dass das Vereinigte Königreich mit grosser Wahrscheinlichkeit mit einem Ausfall der Stromversorgung rechnen muss. «Die Windenergie versagt in jeder Hinsicht», sagt er und fügt hinzu, dass die Regierungen die «überwältigenden Beweise» für die Unzulänglichkeiten der Windenergie ignorieren und «eher auf Getöse als auf fundierte Analysen zurückgreifen».

Die düsteren Warnungen von Professor Allison sind in einem kurzen Papier enthalten, das neulich von der Global Warming Policy Foundation veröffentlicht wurde. Er stellt fest, dass die von der Sonne gelieferte Energie «extrem schwach» ist, weshalb sie nicht in der Lage war, die Energie zu liefern, um selbst eine kleine Weltbevölkerung vor der industriellen Revolution mit einem akzeptablen Lebensstandard zu versorgen. Ein ähnlicher Punkt wurde kürzlich von dem Atomphysiker Wallace Manheimer in noch dramatischerer Form dargelegt. Er argumentierte, dass die Infrastruktur für Wind- und Solarenergie nicht nur scheitern werde, sondern «auch Billionen kosten, grosse Teile der Umwelt zerstören und völlig unnötig sein wird».

Inakzeptabel für Umweltschützer

In seinem Papier konzentriert sich Allison auf die Berechnung der Zahlen, die hinter den natürlichen Schwankungen des Windes stehen. Die vollständigen Berechnungen sind nicht kompliziert und können unter dem obigen Link eingesehen werden. Er zeigt, dass bei einer Windgeschwindigkeit von 32 km/h die von einer Windturbine erzeugte Leistung bei vollem Wirkungsgrad 600 Watt pro Quadratmeter beträgt. Um die gleiche Leistung wie das

Kernkraftwerk Hinkley Point C zu erbringen – 3200 Millionen Watt –, wären 5,5 Millionen Quadratmeter überstrichener Turbinenfläche erforderlich.

Es wird darauf hingewiesen, dass dies für Vogel- und andere Umweltschützer völlig inakzeptabel sein dürfte. Natürlich hat sich

Jedes Jahr werden Millionen von Fledermäusen und Vögeln durch Windkraftanlagen abgeschlachtet.

diese Sorge bis heute nicht bewahrheitet. Man rechnet damit, dass jedes Jahr Millionen von Fledermäusen und Vögeln durch Land-Windkraftanlagen abgeschlachtet werden. In der Zwischenzeit wird vor der Küste von Massachusetts mit dem Bau eines riesigen Windparks begonnen, der die Genehmigung hat, fast einen Zehntel der Population des seltenen Nordatlantischen Glattwals zu belästigen und wahrscheinlich zu verletzen.

Wenn die Schwankungen der Windgeschwindigkeit in Allisons Formel berücksichtigt werden, verschlechtert sich die Leistung der Windenergie sehr stark. Wenn die Windgeschwindigkeit um die Hälfte ab-

nimmt, sinkt die verfügbare Leistung um das Achtfache. Noch schlimmer ist, dass bei einer Verdoppelung der Windgeschwindigkeit die gelieferte Leistung um das Achtfache steigt und die Turbine zu ihrem eigenen Schutz abgeschaltet werden muss.

Die Auswirkungen der verstärkten Schwankungen sind dramatisch. Die installierte Nennleistung in der EU und im Vereinigten Königreich im Jahr 2021, dargestellt durch die braune gestrichelte Linie, betrug 236 Gigawatt (GW), aber die höchste Tagesleistung war nur 103 GW am 26. März.

In Bezug auf die riesigen Batterien, die für die Speicherung von Strom aus erneuerbaren Energiequellen benötigt werden, weist Allison auf Sicherheitsprobleme und den Mangel an Mineralien hin. Batterien werden den Ausfall von Offshore-Windparks niemals ausgleichen können, nicht einmal für eine Woche, und er weist darauf hin, dass sie noch viel länger ausfallen können.

Nicht genügend Mineralien

Letztes Jahr warnte Associate Professor Simon Michaux die finnische Regierung, dass es auf der Welt nicht genügend Mineralien gebe, um alle für «Net Zero» benötigten Batterien zu liefern. Michaux stellte fest, dass das Net-Zero-Projekt möglicherweise nicht ganz «wie geplant» abläuft. In der Zwischenzeit schloss er mit einer Meinung, die manche als unangemessen wohl-tätig ansehen könnten: «Man kann sich des Ein-drucks nicht erwehren, dass die Leute, die den Übergang zu «Net Zero» planen, keine Ahnung haben, was sie da tun.»

Professor Allison hat seine Berechnungen auf physikalischen Grundlagen und anhand frei verfügbarer Informationen durchgeführt. «Wie auch immer man es betrachtet, die Windenergie ist unzureichend. Sie ist intermittierend und unzuverlässig, sie ist exponiert und anfällig, sie ist schwach und hat eine kurze Lebensdauer», schliesst er.

Chris Morrison ist Umweltredaktor des *Daily Sceptic*, wo dieser Beitrag zuerst erschienen ist.



„Da sage noch einer, sie könnten nicht fliegen...“

Der Mensch ist besser, als wir glauben

Die Vorstellung vom Menschen als rücksichtslosen Egoisten führt zum Kontrollstaat. Dabei sind wir zur Freiheit geboren.

Olivier Kessler

Unser heutiger Staat ist das Produkt eines äusserst pessimistischen Menschenbildes. Der Mensch sei grundsätzlich egoistisch und rücksichtslos, kaltherzig und unsolidarisch. So wird es in der westlichen Welt seit Jahrhunderten gelehrt. Viele Religionen predigen, dass unsere Vorfahren im Paradies gesündigt hätten und wir als ihre Nachkommen daher schon sündhaft geboren würden. Spätestens seit Thomas Hobbes «wissen» wir, dass der Mensch dem Menschen ein Wolf sei. Die Massenmedien untermauern diese These tagtäglich mit ihren Schreckensmeldungen.

Doch was, wenn die Realität in Wahrheit eine ganz andere wäre? Was, wenn der Mensch von Natur aus gar nicht so böse wäre, wie man es ihm verschiedentlich unterstellt? Was würde es bedeuten, wenn er im Durchschnitt viel sozialer, hilfsbereiter und friedlicher tickte und es gar nicht nötig hätte, vom Staat «zivilisiert» zu werden? Bräuchte es dann noch diesen überdimensionierten Leviathan, der seine Untertanen auf Schritt und Tritt überwacht, ihnen von oben herab Vorschriften macht und sie via Zwangsumverteilung zu solidarischer Barmherzigkeit nötigt?

Kooperation statt Kampf

Machen wir uns nichts vor: Böse Menschen, die Böses tun, die gibt es. Wir wollen hier keine rosarote Brille aufsetzen und die Existenz von Mördern, Vergewaltigern und machthungrigen Aggressoren in Politik und Konzernen in Abrede stellen. Es ist unbestritten, dass friedliche Menschen sich klug organisieren müssen, um sich und ihr Eigentum vor solchen Angreifern zu schützen. Die zentrale Frage lautet, ob wir grundsätzlich, also im Durchschnitt, ein zu pessimistisches Menschenbild haben und uns dadurch selbst schaden, weil wir im anderen primär eine Gefahr statt eine Chance sehen. Denn wenn wir zu Unrecht vom Schlechten in anderen ausgehen und Furcht unsere Hauptempfindung ist, kann uns das staatliche Gewaltmonopol nie mächtig genug sein. Wir geben dann unsere Freiheit für vermeintliche Sicherheit auf, nur um am Ende zu realisieren, dass uns ein tyrannischer



Katastrophen bringen unsere beste Seite hervor: Sergei Gerasimovs «Bauern-Festival», 1937.

Staat letztlich beides nimmt – und mit seinen Machtstrukturen das Allerschlechteste im Menschen zutage fördert.

Wenn wir aber unser jetziges durch ein hoffnungsvolleres Menschenbild ersetzen und unseren Mitmenschen damit auch einen Vertrauensvorschuss gäben, könnte vieles unreguliert bleiben. «Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus.» Wenn der Staat die Bürger wie Kleinkinder an der Hand nimmt, verhalten sie sich auch wie Kinder. Behandelt er sie aber wie verantwortungsvolle, mündige Erwachsene, werden die meisten auch dieser Erwartung gerecht.

Welche Erkenntnisse sprechen für eine Revision unseres Menschenbildes? Rutger Bregman präsentiert in seinem Buch «Im Grunde gut» ein Feuerwerk an Fakten und Beispielen. Er zeigt, dass gerade Katastrophen wie der Untergang der «Titanic», 9/11 und Kriege die Menschen nicht in Bestien verwandeln, sondern ihre beste Seite hervorbringen: Gerade dann würden sie sich gegenseitig unterstützen, den Schwachen helfen und Ruhe bewahren.

Bregman stellt die These auf, dass Kampf und Konkurrenz in der Evolution des Menschen zwar eine Rolle gespielt haben, aber keine dominierende. Wichtiger sei die zwischenmenschliche Kooperation: Diese sei verantwortlich gewesen, dass unsere Menschengattung letztlich zur dominierenden aufgestiegen sei und wir selbst den

physisch stärkeren und schlaueren Neandertaler (der über ein grösseres Gehirn verfügte) überflügelt hätten.

Herrschaftsstrukturen abbauen

Es gibt Grund zur Annahme, dass es gerade die unterdurchschnittlich vertretenen böartigen Exemplare der Menschheitsfamilie sind, die unser Menschenbild verzerren. Diese «Schurken» haben oft keine Skrupel, sich mit ihren Ellenbogen in Machtstrukturen von Politik, Medien und Wirtschaft ganz nach oben zu intrigieren, um alle anderen von dort aus zu kontrollieren, zu drangsalieren und über sie zu bestimmen. Ihre eigene Macht ist ihnen wichtiger als das Wohl ihrer Mitmenschen. Und weil dieser asoziale Menschentypus stärker im Rampenlicht steht, glauben wir, dieser sei repräsentativ.

Genau solchen unheilbringenden Herrschertypen könnten wir das Handwerk legen, indem wir ihnen die Herrschaftsstrukturen weitgehend entziehen. Dies geht allerdings nur über eine Adjustierung unseres Menschenbildes. Damit dämpfen wir den negativen Einfluss dieser Tyrannen und würden gleichzeitig die wohl mehrheitlich soziale, hilfsbereite und solidarische Menschengattung von ihren unnötigen Fesseln befreien. Wäre das nicht einen Versuch wert?

Olivier Kessler ist Direktor des Liberalen Instituts in Zürich (www.libinst.ch).

Genialer als Henry Ford

Wenn es um die grossen Industriellen der Moderne geht, gibt es eine neue Nummer eins: Elon Musk.

Francis Pike

Ich bin nach Turin gepilgert. Allerdings nicht wegen des Turiner Grabtuchs, sondern um Lingotto zu besichtigen – die historische Fiat-Autofabrik, 1923 von Edoardo Agnelli gebaut und damals die grösste Fabrik Europas. Ich habe einen persönlichen Bezug zu dieser Geschichte, weil mein Vater, seinerzeit ein junger Captain der britischen Armee, nach der Landung der Alliierten bei Anzio sich durch ganz Italien kämpfte und schliesslich Lingotto befreite. Später ging er in die Automobilbranche und eröffnete sein eigenes Geschäft. In dieser Welt bin ich aufgewachsen. Ich habe in einem Alfa-Romeo-Cabrio das Fahren gelernt, und an dem Tag, an dem ich meine Fahrprüfung bestand, durfte ich einen Rolls-Royce an einen Kunden ausliefern.

Schlanker Ansatz

Die Autobranche hat mich zeitlebens fasziniert. Noch heute lese ich regelmässig die Zeitschrift *Autocar*. Später, in Japan, studierte ich die Autoindustrie und machte Besuche bei koreanischen Autobauern. Ich verbrachte sogar Tage meines Jahresurlaubs in New York, um Maryann Keller kennenzulernen, die legendäre Autoexpertin und Mitarbeiterin der New Yorker Investmentfirma Kidder, Peabody & Co., die die Eroberung des amerikanischen Automarkts durch die Japaner in den 1980ern korrekt voraussagte.

Heute erleben wir einen zweiten tiefgreifenden Wandel. Auch für diese Entwicklung ist Henry Ford das Vorbild, so wie seinerzeit für Agnelli, der Ford 1906 und in den folgenden Jahren mehrmals in Detroit besuchte.

Am 1. März, dem Investorentag von Tesla, zeigte sich, warum die herkömmlichen Autobauer vor dem Ende stehen. Die vierstündige Präsentation in Teslas Gigafabrik in Texas wurde von Elon Musk geleitet, dem charismatischsten Unternehmer der Welt. Solche Veranstaltungen erinnern an die jährlichen Präsentationen von Steve Jobs bei Apple. Die Investorentage von Tesla sind allerdings viel nüchterner. Aber in der Sache ging es um etwas viel Grösseres. Musk verkündete nicht weniger als eine Revolution im Autobau. Nicht besonders aufregend, könnte

man denken, aber 145 Millionen Zuschauer verfolgten die Präsentation im Internet.

Musk hatte schon auf das Modell der vertikal integrierten Produktion in einer einzigen Fabrik zurückgegriffen, das Henry Ford 1910 in Highland Park praktiziert hatte – Rohstoffe rein, fertige Autos raus. Das Just-in-time-Produktionsmodell der 1980er, von japanischen Autobauern in den 1970ern entwickelt, ist noch einmal modernisiert worden. Die Elektroauto-Gigafabriken von Tesla sind auf vertikale Produktion zugeschnitten: Karosserie, Batterien, Akku-Packungen, Elektromotoren, beheizbare Gurte, Sitze und sogar die Maschinen, die diese Komponenten herstellen – alles wird unter einem Dach entwickelt und produziert.

Musk ist aber noch weiter gegangen. Tesla hat nicht nur 4860-Lithium-Akkus der nächsten Generation entwickelt, sondern durch Schaumstoffisolierung sind die Batterien mittlerweile

Beim Spielen mit einem Modellauto kam Musk auf die Idee mit den Druckgussmaschinen.

ein fester Bestandteil der Fahrzeuge. Bei geringerem Gewicht und geringerer Zahl der Komponenten bedeutet das Kostenersparnis und eine oft um 30 Prozent höhere Reichweite als bei der Konkurrenz. Dieser «schlanke» Ansatz in Produktion und Fertigung ist das Kennzeichen von Musks industrieller Revolution. Die Einführung



Keine Vertragshändler, keine Werbung:

von riesigen Druckgussmaschinen zur Herstellung noch grösserer Chassis-Komponenten steht beispielhaft für diese Denkweise.

Auf die Idee mit den Druckgussmaschinen soll Musk beim Spielen mit einem Modellauto auf seinem Schreibtisch gekommen sein. Gab es eine maximale Grösse für Gussformen? Fünf grosse Unternehmen winkten bei der Anfrage, ob sie eine 6000-Tonnen-Druckgussmaschine herstellen könnten, ab. Doch Idra, ein in Brescia (Lombardei) ansässiges chinesisches Unternehmen, war bereit, mit Tesla-Ingenieuren an einer Konstruktion zu arbeiten. Die ersten dieser Gigapressen wurden 2020 zur Produktion von Front und Heck für das Tesla Model Y geliefert. «Mit unseren gigantischen Maschinen», erklärte Musk, «wollen wir Karosserien aus einem Guss herstellen, genau in der Art, wie Spielzeugautos gemacht werden.»

KI-gestützte Optimus-Roboter

Die Idra-Gigapresse, die achtzig Kilogramm geschmolzene Aluminiumlegierung in weniger als einer Sekunde in eine Form bringt, kann täglich tausend Karosserien produzieren. Und nun, da Tesla vor der Markteinführung des Cybertruck steht, für den es 1,5 Millionen Vorbestellungen in einem Gesamtwert von 7,5 Milliarden Dollar gibt, haben Tesla und Idra noch grössere 9000-Tonnen-Pressen entwickelt. Abgesehen davon, dass sie eine verbesserte strukturelle Legierungsstärke bei geringerem Gewicht aufweisen, könnten die Gussstücke auch etwa 300 separate Komponenten ersetzen, die bislang hätten verschweisst werden müssen.



Revolutionär Musk in New York, 2010.

Tesla wird ausserdem einen leichten 40-Volt-Gurt produzieren.

Tesla hat darüber hinaus humanoide Roboter zum Einsatz an den Fliessbändern entwickelt. Musk hat prophezeit, dass die Zahl seiner KI-gestützten Optimus-Roboter am Ende die Zahl der 8 Milliarden Menschen auf der Welt übersteigen wird. Er rechnet damit, dass diese Roboter noch wertvoller sein werden als seine Tesla-Autos.

Teslas integrierte Produktionslinie erstreckt sich sogar auf den Bau einer eigenen Lithiumhydroxid-Raffinerie in Texas, die im Laufe dieses Jahres die Produktion aufnehmen soll. In Partnerschaft mit Goro mine Co. soll in Neukaledonien (einer südpazifischen Insel östlich von Australien) Nickel geschürft werden. Zusammen mit Raketexperten von Space X haben Musks Ingenieure eigene Legierungen sowie einen neuen Stahl für den Cybertruck entwickelt. Kürzlich wurde ihr neuer Elektromotor vorgestellt, der ohne seltene Erden auskommt.

Aber Musks revolutionär schlanke Produktion verblasst neben dem Profitpotenzial seiner KI-Software, mit der der Tesla FSD (Full Self-Driving) ausgestattet ist. Dieses rasch expandierende Instrument wird bald alle Tesla-Automobile in Roboter verwandeln. Voraussichtlich 2026 wird damit zu rechnen sein, ungefähr zur selben Zeit, in der Musks Starlink-Satelliten-Breitbandnetz für seine Autos zur Verfügung stehen wird. Wie zu hören ist, soll dann auch ein Tesla-Smartphone eingeführt werden, das mit Apple konkurrieren wird.

Auch wird oft übersehen, dass Teslas Fotovoltaikgeschäft mit dem Powerwall Home In-

verter und den Megapack-Batteriespeichern für Energieunternehmen in eine Phase rascher Expansion und Profitabilität eingetreten ist – die Auftragsbücher sind auf anderthalb Jahre hinaus gefüllt, und das Geschäft weist eine Bruttogewinnmarge von 60 Prozent auf.

Gigafabrik in China

Die Revolution im Autobau hört für Elon Musk aber nicht auf, wenn ein neues Modell einsatzbereit ist. Konstrukteure, Marketingleute, Logistiker, Softwareentwickler, Programmierer und Manager arbeiten Seite an Seite mit den Fliessbandarbeitern, und durch ständige Upgrades werden Produktivitätssteigerungen ermöglicht. Während die Produktion des Tesla Model 3 anlief, schlief der Workaholic Elon Musk auf einer Matratze unter seinem Schreibtisch, weithin sichtbar für die Arbeiter bei Schichtende.

Seit der Einführung des Model 3 im Jahr 2017 sind die Produktionskosten bereits um 30 Prozent gesunken. Sandy Munro, der namhafte Autoingenieur und erstaunliche Youtube-Star, hat gesagt, dass die Tesla-Ingenieure zehn- bis hundertmal fixer seien als ihre Konkurrenz. Die Toyota-Ingenieure, die historisch als die besten ihrer Branche galten, waren schockiert, als sie ein Tesla Model Y genauer in Augenschein nahmen. Einer von ihnen bekannte anonym in *Auto News*, dass die Teslas «richtig schön» seien.

Bestandteil dieses Autarkiemodells ist, dass es keine Vertragshändler und keine Werbung gibt. Das spart Kosten. Pro Fahrzeug kann Tesla rund 600 Dollar einsparen. Ohnehin ist der Name Tesla weltweit verbreitet. Als ich vor einigen Wochen in Taschkent war, erzählte mir der etwas altkluge sechsjährige Enkel eines usbekischen Freunds, dass er als Erwachsener gern einen Tesla kaufen würde. Ausserdem werden Tesla-Ladestationen (mit 99 Prozent Zuverlässigkeit, gegenüber 72 Prozent bei Ladesäulen anderer Hersteller) bald auch anderen Marken zur Verfügung

Der Preis des neuen Kleinwagens (Model 2) soll deutlich unter dem von traditionellen Benzinern liegen.

stehen. Das Supercharger-Netz wächst jährlich um 35 Prozent. Und natürlich werden die Ladeeinheiten in den Tesla-Gigafabriken hergestellt.

Während für die meisten alteingesessenen Konkurrenten Elektroautos ein Verlustgeschäft sind, kann Tesla angesichts der aktuellen Gewinnlage seine Autos auf allen Märkten billiger anbieten. Tesla, schuldenfrei und kapitalkräftig, generiert einen Barmittelzufluss, von dem traditionelle Unternehmen, die ihre eigenen E-Auto-Start-ups finanzieren müssen, nur träumen können. Verbrennerfabriken sind keine Aktivposten, sondern eine Belastung. Bei vielen der stark fremdfinanzierten Autobauer dürften die Schulden höher sein als das Gesamtvermögen.

Es muss sie daher mit Sorge erfüllen, dass Tesla im Begriff ist, eine neue Generation von kostengünstigen Substrukturen auf den Markt zu bringen. Das Projekt Highland (eine Anspielung auf Henry Ford) steht für die Markteinführung eines umgestalteten Model 3 und eines Kleinwagens (möglicherweise Model 2), dessen Produktionskosten um 50 Prozent niedriger sein werden und der für 25 000 Dollar angeboten werden wird – womit der Preis deutlich unter dem von traditionellen Benzinern liegen wird. Mit diesem Fahrzeug würde der für Tesla interessante Markt von 15 auf 70 Prozent der Autokäufer weltweit steigen. Es wäre auch die Basis eines in der Entwicklung befindlichen «Robotaxis». Das Model 2 soll in China und Mexiko produziert werden, wo die jüngste Gigafabrik gebaut werden soll, zu den bereits existierenden in Kalifornien, Nevada, Texas, Schanghai und Berlin.

Was machen Deutschland und Frankreich?

2030 will Tesla jährlich zwanzig Millionen Autos bauen (weltweit werden jährlich neunzig Millionen gebaut), das ist mehr als das Doppelte dessen, was Toyota und VW heutzutage zusammengenommen produzieren. Angesichts des beeindruckenden Vorsprungs von Tesla punkto Produktion und Software – etwa fünf Jahre oder mehr – könnte der Marktanteil deutlich höher ausfallen. Die verbleibenden 75 Prozent werden höchstwahrscheinlich auf die chinesischen E-Autobauer wie etwa BYD (Build Your Dreams, bei dem Warren Buffett ein wichtiger Anteilseigner ist), Geely oder Nio entfallen. Rasche Fortschritte macht auch der vietnamesische E-Autobauer Vinfast, der in den nächsten zehn Jahren zu den E-Auto-Gewinnern zählen dürfte.

Für Länder wie Deutschland, Frankreich und Japan, die eine grosse Abhängigkeit vom Automobilsektor aufweisen, sind die Aussichten einigermaßen düster. Sechs der zehn grössten Industrieunternehmen der Welt bauen Autos – mit einem Umsatz von insgesamt drei Milliarden Dollar. An der Spitze stehen Volkswagen und Toyota, es folgen Daimler (Mercedes), General Motors, Ford und Honda. Es wird daher Auswirkungen haben, dass diese sechs Unternehmen in den nächsten zehn Jahren mit Bankrott oder staatlicher Rettung rechnen müssen.

Und Musk? Dieser heimatlose Industriemagnat, der gern bei Freunden übernachtet, wird – sofern uns ein Armageddon erspart bleibt – vermutlich der erste Billionär der Welt sein – nicht mitgerechnet sein Anteil von 40 Milliarden Dollar an Space X, dem führenden Raumfahrt- und Telekommunikationsunternehmen, dessen Wert in den nächsten Jahren um das Zehnfache zulegen könnte.

Lieber Henry Ford, es tut mir leid: Wenn es um die grossen Industriellen der Moderne geht, so ist Elon Musk die Nummer eins.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Schaut auf diese Stadt

Ausgerechnet das rot-grüne Berlin schickt ein neues Klimagesetz bachab. Woran hat's gelegen?, würde man beim Fussball fragen.

Ralf Schuler

If you can't make it there, you can't make it anywhere.» Der Berliner Volksentscheid «Klimaneutral 2030» ist krachend gescheitert. Von den nötigen 607 000 Teilnehmern (25 Prozent der Wahlberechtigten), die mit «Ja» hätten stimmen müssen, fanden nur 442 000 an die Abstimmungsurne. Um es mit dem früheren regierenden Bürgermeister Ernst Reuter zu sagen: «Ihr Völker der Welt, schaut auf diese Stadt!» Denn wir reden hier von Berlin, wo links-grüne Überfliegereien die ungleich günstigsten Bedingungen vorfinden – gewissermassen reziprok zum alten Sinatra-Gassenhauer von New York als Prüfstadt der Möglichkeiten: Wenn es Grüne in Berlin nicht schaffen, wo dann?!

Spenden aus den USA

Wie konnte das passieren? Ausgerechnet im dysfunktionalen Berlin, wo die Wähler noch immer gegen die eigenen Interessen für Rot-Rot-Grün gestimmt und den versagenden Hauptstadt-Staat mit zerstörerischen Mehrheiten ausgestattet haben, wo im Vorfeld vom ARD-Regionalsender Berlin-Brandenburg (RBB) mit dreister Offenheit für den «Klima-Neustart» geworben wurde und 1,2 Millionen Euro Spendengelder die Finanzierung der Kampagne sicherten – davon 380 000 aus den USA!



Kein günstiges Klima.

«Woran hat's gelegen?», würde man beim Fussball fragen. Ja gut, würde der unterlegene Verteidiger anschliessend sagen, wir hatten einen knappen Vorsprung von rund 20 000 Ja-Stimmen gegenüber den Nein-Sagern, und natürlich konnte man sich auf die Revoluzzer in Friedrichshain-Kreuzberg (76 Prozent Ja) und Berlin-Mitte (67 Prozent Ja) verlassen. Aber die urbanen Stadtränder von Spandau bis Köpenick dachten dann wohl doch eher ans Eigen- als ans Wolkenkuckucksheim, und überhaupt wollten 65 Prozent der Berliner gar nichts von dem Volksentscheid wissen.

«Das Signal, das um die Welt gehen sollte, wurde in den Spandauer und Reinickendorfer Vorgärten zwischen Swimmingpool und SUV erfolgreich abgewürgt», kommentierte die links-alternative *Tageszeitung (taz)* frustriert und traf damit (wohl ungewollt) genau den Ton des elitären Dünkels der Klimabewegung. Ein Anklang an jene Weltenretter-Avantgarde-Attitüde revolutionärer Parteien als «Vorhut» der (tumben) Massen, die Lenin schon 1902 in seiner Kampfschrift «Was tun?» eingeführt hatte und die später jeder zerstörerisch-autoritären Bewegung eigen gewesen ist. Gepaart mit einem Schuss Volksverachtung und der Unfähigkeit, andere Menschen ausserhalb beschränkter Klischees zu sehen.

In Zeiten, in denen der grüne Wirtschaftsminister Robert Habeck teure Heizungsanschaffungen von Vermietern und Eigentümern erzwingen will und die EU Milliarden von Euro für Häuserdämmung auf alle umlegen möchte, dämmert es vielen Zwangsgedämmten,

Selbst in Berlin gibt es noch normale Menschen. Hört man zumindest.

dass die Klimaneutralität nicht einfach herbeigestimmt werden kann, sondern von allen bezahlt werden muss. Am wenigsten von denen, die den Volksentscheid vorangetrieben haben.

Kulturkampf der Lebensstile

Berlin ist gespalten in die Öko-Freunde innerhalb des S-Bahn-Rings und die Bodenständigen ausserhalb. Der Klimakampf ist auch ein Kulturkampf der Lebensstile: Wer den Bio-Laden um die Ecke hat und alle Ziele zu Fuss, mit dem Fahrrad oder den Öffentlichen erreichen kann, wer sich höchste Mieten, teures Eigentum und urbanes Flair als Ambiente leisten kann – vielleicht auch dank eines schönen Erbes –, der hat kein Problem damit, die Zügel beim CO₂-Ausstoss für andere anzuziehen. Wer sich sein Haus mit Garten selbst erarbeitet hat oder in Neubausiedlungen am Rande wohnt, sieht schon jetzt das Ende der finanziellen Fahnenstange und ahnt, dass die Rechnung der Klimafreunde nicht aufgeht.

Dass das Klima vielen lieb, aber im konkreten Fall zu teuer ist, ist kein neuer Effekt. Selbst im links-grünen Berlin gibt es noch normale Menschen. Hört man zumindest. Ob der gescheiterte Volksentscheid allerdings ein Signal für das «Ende des grünen Höhenflugs» ist, wie es im Talk «Stimmt!» diskutiert wurde, ist noch nicht klar. Die Grünen ziehen in der Bundesregierung die Daumenschrauben umso mehr an, als der Widerstand vom Koalitionspartner FDP, der Wirtschaft und der Strasse wächst. Das könnte die Fraktion Weltrettung zu noch grimmigerem Vormarsch anspornen. Kein günstiges Klima für Klimaretter.

Chaos in der Gartenlaube

Das Online-Magazin *Republik*, journalistische Hoffnung der Linken, stürzt ins hausgemachte Elend.



Als sie Roger de Weck in den Verwaltungsrat des links-grünen Magazins *Republik* holten, da wussten sie, dass er ein sehr erfahrener Publizist ist. Das hatte er gezeigt als früherer Chefredaktor von *Tages-Anzeiger* und *Die Zeit*. Deswegen holten sie ihn im letzten November in den Verwaltungsrat.

Was sie bei der *Republik* weniger wussten, war allerdings, dass de Weck auch ein sehr erfahrener Kostenmanager ist. Das hatte er gezeigt als früherer Generaldirektor der SRG. Deswegen aber holten sie ihn im letzten November nicht in den Verwaltungsrat.

Dieses Missverständnis führte vergangene Woche zum Eklat. Nach nur vier Monaten trat de Weck als VR zurück. Am nächsten Tag schmissen auch die beiden anderen Verwaltungsräte den Job hin, die IT-Spezialistin Sylvie Reinhard, eine Technokratin ohne journalistisches Flair, und Alfonso von Wunschheim, eine diffuse Figur aus der deutschen Start-up-Szene.

Somit steht die Republik AG nun ohne Verwaltungsrat und ohne strategische Führung da. Auch die beiden Gründer des Projekts, die Journalisten Christof Moser und Constantin Seibt, hatten sich schon früher aus dem VR abgesetzt.

In diese freischwebende Kultur passt, dass die *Republik* auch keinen Chefredaktor mehr hat. Oliver Fuchs, der bisherige CR, hat soeben zum *Beobachter* von Ringier gewechselt. Ein Nachfolger steht aus.

Die Geschichte aus dem grün-roten Biotop ist darum interessant, weil sie eine alte Weisheit der Medienbranche bestätigt. Linke können einiges, aber strukturierte Prozesse und nachhaltige Profitabilität können sie in aller Regel nicht.

Als Roger de Weck im November als VR begann, brauchte er nur kurze Zeit, um die betriebswirtschaftliche Schieflage der *Republik* zu erkennen. Das Projekt steuert auf eine selbstgemachte Finanzkrise zu.

Auf das neue Geschäftsjahr hin erhöhte die *Republik* ihr Budget um 2,3 Millionen auf 8,6 Millionen Franken. Man wollte damit zusätzliche Textformate finanzieren, sämtliche Beiträge mit einer Audio-Funktion ausrüsten und ein zeitgeistiges «Klimalabor» aufbauen.

Über die Refinanzierung des deutlich höheren Kostenblocks machte man sich keine grossen Gedanken. Man müsse, so die blauäugige Annahme, dazu einfach die Zahl der Abonnements

Die Demokratie könnt ihr später auch noch retten. Rettet fürs erste besser euch selbst.

von 28 000 auf 33 000 Exemplare erhöhen. «Das Ziel ist nicht mehr die schwarze Null, sondern deutlich zu wachsen», kündigte die *Republik* vollmundig an.

Doch dann geschah das Gegenteil. Im Herbst 2022 begann die Auflage zu schrumpfen. Auch in diesem Jahr hielt der Trend an, und die Zahl der Abonnenten erodiert weiterhin. Das Defizit am Horizont wurde röter und röter.

Verwaltungsrat de Weck drang darum auf ein Bremsmanöver. Er forderte eine Kostensenkung in Höhe von rund 1,3 Millionen Franken. Das bedeutete auch, dass auf der Redaktion, die inzwischen auf 55 Köpfe angeschwollen ist, ein

Stellenabbau unvermeidlich wurde. Die zwei anderen Verwaltungsräte verweigerten sich dem Sparprogramm. De Weck trat darauf zurück. Damit sie die Verantwortung nicht tragen mussten, machten auch die zwei anderen nun einen schnellen Abgang.

Das Chaos bei der *Republik* ist darum eher erstaunlich, weil das Online-Magazin durchaus ein Erfolgsprodukt ist. In fünf Jahren auf 28 000 zahlende Abonnenten zu kommen – die *Republik* nennt sie «Verlegerinnen und Verleger» –, ist eine sehr respektable Leistung.

Erreicht wurde der Erfolg, vor allem in der Anfangsphase, mit viel Pathos und politischer Theatralik. «Wir retten die Demokratie» war etwa eines der grossartigen Versprechen der Redaktion. Das Versprechen machte das Magazin zum Darling all der Linken, Woken und Fühllis im Land, die ihm einen erfolgreichen Start ermöglichten.

Die Erwartungen wurden dann selten erfüllt. Ausserhalb der rosaroten Bubble ist der Beachtungsgrad der *Republik* heute bemerkenswert tief. Es liegt daran, dass das Magazin keine Geschichten hat, wie man in der Branche sagt, also keine Fakten und Enthüllungen ans Tageslicht bringt, die dann von den anderen Medien übernommen werden müssen. Stattdessen betreibt man mit Vorliebe einen ideologisch verbrämten Erbauungs-Journalismus, eine Art Gartenlaube für Weltverbesserer und Demokratieretter.

Im eigenen Interesse können wir den Kameraden von der *Republik* darum nur raten: Die Demokratie könnt ihr später auch noch retten. Rettet fürs erste besser euch selbst.

Bundesamt für Selbstbedienung

Die Eidgenössische Finanzkontrolle rügt das Bundesamt für Gesundheit. Es geht um unklare Rechnungen in Millionenhöhe und mögliche Interessenkonflikte. Die *Weltwoche* hat den Fall recherchiert. Das Ergebnis ist haarsträubend.

Philipp Gut



«Abrechnungen ohne Leistungsnachweis»: Bundesrat Berset, Amtsdirektorin Lévy.

Der Bericht klingt trocken, aber sein Urteil ist vernichtend: «Covid-19: Beschaffungsprüfung der IT-Applikation zur Impfung» – unter diesem Titel hat die Eidgenössische Finanzkontrolle (EFK) das Bundesamt für Gesundheit (BAG) durchleuchtet. Dabei ging es um die Beschaffung der Software der Impfkampagne, konkret: um das Anmelde-, Registrier- und Terminsystem samt Impfdokumentation. Wie die EFK herausgefunden hat, ging so ziemlich alles schief, was aus Sicht der Kontrolleure schiefgehen kann. Es fängt an bei der Auswahl der Lieferanten, die aufgrund unvollständiger Unterlagen nicht nachvollziehbar sei. Weiter rügt die EFK eine «unklare Berechnung der Vertragsleistungen». Auf welcher Basis sich der Leistungsbedarf zusammensetzte, habe das BAG «nicht abschliessend» darlegen können. Eine Verhandlung über die Konditionen habe zu keinem Zeitpunkt stattgefunden.

Für die Lieferanten waren es paradisische Zustände: Sie konnten dem Bund die Kosten

diktieren und erhielten, was immer sie forderten. Entsprechend lukrativ waren die offerierten Tagessätze: Sie betrug zwischen 1500 und 2000 Franken nicht nur für IT-Genies, sondern auch für Übersetzungs- und Supportleistungen. Dies sei im Branchenvergleich als hoch einzuschätzen, so die EFK. Was die Auftragnehmer genau leisteten, sei unbekannt. Unter dem Titel «Pauschale Abrechnungen ohne Leistungsnachweis» schreibt die EFK: «Die inhaltliche Kontrolle der in Rechnung gestellten Leistungen kann aufgrund der fehlenden Arbeitsrapporte durch das BAG nicht vorgenommen werden, obwohl die Lieferanten vertraglich zur Ablieferung von Arbeitsrapporten verpflichtet sind.»

Aufträge für den Geschäftspartner

Doch nicht genug damit, dass die Kosten nach Einschätzung der EFK zu hoch ausfielen: Es wurden auch Rechnungen ausgestellt, die «nicht plausibel» sind. Verrechnete Leistungen «in einem geschätzten Umfang von circa

zwei Millionen Franken sind nicht nachvollziehbar», schreibt die EFK. Zwei Millionen an Steuergeldern für nichts? Dem BAG ist's egal. Mehr noch: Alain Bersets Gesundheitsamt lehnt es kategorisch ab, zu viel verrechnete Leistungen zurückzufordern, wie es die EFK mit «Priorität 1» empfohlen hat.

Die EFK weist in ihrem Bericht auch auf «dem Anschein nach vorliegende Interessenkonflikte» hin: «Der Leiter Digitalisierung Covid-19 und der Geschäftsführer von Lieferantin 2 sind ehemalige Arbeitskollegen bei der Unternehmung X und zum Zeitpunkt der Prüfung Geschäftspartner bei der Unternehmung Y.» Dies hat über die Bundesverwaltung und die IT-Branche hinaus für Wirbel und Werweissen gesorgt: Wer steckt dahinter?

Die *Weltwoche* hat den Fall recherchiert. Es zeigt sich, dass das BAG während der Covid-Pandemie wie ein Selbstbedienungsladen funktionierte. Der erwähnte Leiter Digitalisierung Covid-19 heisst Pascal Walliser und ist IT-Unternehmer und Arzt. In der Person von Walliser hat das BAG diesen zentralen Posten der Pandemiebürokratie an einen externen Manager ausgelagert. Dabei traf Walliser auf alte und aktuelle Bekannte. Bei den von der EFK als «Lieferantin 1» und «Lieferantin 2» bezeichneten Unternehmen handelt es sich um die Firmen Onedoc und Soigne-moi, die unter anderem in der App-Entwicklung und der Telemedizin tätig sind. Sie erhielten vom BAG den Zuschlag für die Impf-Software.

Ins Auge stach den Finanzkontrolleuren insbesondere die in Biel beheimatete Firma Soigne-moi, die vom BAG zunächst als Subunternehmerin angeheuert worden war und in der Folge zur selbständigen Lieferantin avancierte. Gründer und Präsident von Soigne-moi ist ein gewisser Romain Boichat. Der vom BAG als externer Impf-IT-Chef angestellte Pascal Walliser war Weggefährte und sogar Geschäftspartner von Boichat. Beide arbeiteten mehrere Jahre gemeinsam in führenden Positionen bei der Spitalgruppe Genolier Swiss Medical Network.

Bei der IT-Firma Fluance AG, domiziliert in Solothurn, sassen Walliser und Boichat zum

Zeitpunkt der Auftragsvergabe und des Vertragsverhältnisses zusammen im Management. Romain Boichat ist dort seit 2016 bis heute unterschreibsberechtigt, Walliser war es von 2016 bis 2022. Ein Schuft, wer denkt, dass sein Ausscheiden mit der damals laufenden Untersuchung der EFK zusammenhängen könnte.

«So viel Umsatz wie möglich»

Die Geschäftspartner sassen beide auch im sogenannten Change Advisory Board (CAB) des BAG. Dieses Gremium fungierte als Schnittstelle zwischen dem Bundesamt für Gesundheit, Corona-Digitalchef Walliser und den Lieferanten. Dabei trat Romain Boichat als Vertreter der Lieferanten auf – mit Pascal Walliser als «Ansprechperson», wie die EFK festhält. Laut Insidern fehlte in dem von externen Beratern dominierten Board nicht nur jedes Interesse an einem sparsamen Umgang mit den finanziellen Ressourcen – es sei vielmehr darum gegangen, auf dem Buckel der Steuerzahler «so viel Umsatz wie möglich zu machen».

Das Change Advisory Board spielte während der gesamten Impfkampagne eine zentrale Rolle. So entschied es über die Aufträge für Anpassungen und Weiterentwicklungen der Impftermin-Applikation. Auch hier kas-

sierten die beiden Lieferanten ab, allen voran Romain Boichats Unternehmen Soigne-moi, das dem BAG dafür monatlich Rechnung stellte. 2021 belief sich der Betrag auf 3,5 Millionen Franken (exklusiv Mehrwertsteuer). Im Juli und August 2021 verrechnete Soigne-moi jeweils 352 750 Franken und von September bis Dezember vier Mal jeweils 461 750 Franken, also beinahe eine halbe Million pro Monat. Stichproben der Finanzkontrolle ergaben,

An Bersets Gesundheitsamt prallt jede Kritik ab, sei sie noch so fundiert und begründet.

dass dabei Pauschalbeträge verrechnet wurden, «obwohl der Vertrag spezifiziert, dass nach effektivem Aufwand abgerechnet werden muss».

Warnung vor «erheblichen Risiken»

Die EFK verurteilt diese Praxis scharf: «Die an das BAG gestellten Rechnungen sind nicht aussagekräftig und widersprechen den vertraglichen Vorgaben. Es ist nicht nachvollziehbar, welche Kosten für welche Anpassung oder Weiterentwicklung angefallen sind und welche

Mitarbeitenden an welchem Auftrag wie lange gearbeitet haben.» Ohne die vertraglich vereinbarten Arbeitsrapporte und schriftlichen Nachweise könne die Richtigkeit und Vollständigkeit der in Rechnung gestellten Leistungen nicht geprüft werden. Es bestünden daher «erhebliche Risiken» («Verrechnung von Leistungen, die nicht im Zusammenhang mit dem Auftrag stehen», «doppelte Verrechnung der gleichen Leistung», «Verrechnung von nicht aufgeführten Leistungen»).

Insgesamt erhielten die mit dem Zuschlag bedachten Unternehmen Onedoc und Soigne-moi vom BAG im Jahr 2021 11,5 Millionen Franken. Hinzu kommen Kosten für den SMS-Versand der Terminbestätigung (2021: 1,5 Millionen Franken) und für die Kantone. Und die Profiteure bleiben weiter in der Pole-Position: Sie haben sich nämlich das geistige Eigentum an der IT-Applikation gesichert, in Abweichung von den Allgemeinen Vertragsbedingungen des Bundes. Damit setze sich das BAG einer «erhöhten Abhängigkeit» aus, so die Finanzkontrolle. Zuvor hatte schon das Bundesamt für Bauten und Logistik auf entsprechende Risiken hingewiesen, ohne Erfolg. An Bersets Gesundheitsamt prallt jede Kritik ab, sei sie noch so fundiert und begründet.

Emissionsfrei ins Zentrum

Die Verkehrsbeschränkungen werden immer grösser und der Zugang zu den Grossstädten ist heute für Ihr Geschäft von entscheidender Bedeutung. Mit unserem Angebot an Elektrofahrzeugen können Sie auch in Zukunft Ihre Kunden im Stadtzentrum und in Umweltzonen bedienen.



RENAULT TRUCKS
E-TECH MASTER

renault-trucks.ch

Wohin, liebe Schweiz?

In stürmischen Zeiten sollten wir uns auf den Dialog und nötige Reformen fokussieren. Nur so ist die Schweiz für die Herausforderungen der Zukunft gewappnet.

Andri Silberschmidt

Haben Sie sich auch schon gefragt, wohin das alles gehen soll? Ob bei der Pandemie, beim russischen Angriffskrieg oder bei der aktuellen Bankenkrise: Die Schweiz kämpft mit nationalen Krisen und kommt bei globalen Ereignissen nicht einfach ungeschoren davon. Unsere traditionsreiche Credit Suisse geriet zuletzt in existenzielle Nöte und musste in kürzester Zeit von der UBS gerettet werden. Wohin also, liebe Schweiz, bei all diesen Krisen?

In meiner parlamentarischen Arbeit in Bern merke ich immer wieder: Der Dialog kommt zu kurz. Im Rat werden vorbereitete Statements abgelesen, um die eigene (Partei-) Meinung mög-

Wir sollten unsere unternehmerischen Erfolge in die ganze Welt exportieren.

lichst präzise kundzutun. In den Kommissions-sitzungen wird nicht um das Wesentliche verhandelt, sondern um kleine Details gestritten. Das ist nicht falsch, aber dabei kommt etwas Urschweizerisches zu kurz: der Dialog.

Gefährliche Einwegkommunikation

Das war der Hauptgrund, weshalb ich mich entschieden habe, zusammen mit Esther Girsberger ein Buch mit dem Titel «Wohin, liebe Schweiz?» herauszugeben. Das Buch umfasst zwölf Gespräche von jeweils zwei Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Wissenschaft zu drängenden Zukunftsfragen. Der Dialog dieser Persönlichkeiten, die durchaus verschiedene Ansichten vertreten, aber gemeinsam die Schweiz voranbringen wollen, macht das Buch so spannend. Ein Gesprächsbuch ist insofern atypisch für meine Generation, weil diese vor allem in den sozialen Medien die «Einwegkommunikation» praktiziert. Doch das ist gefährlich. Denn Neues lernt man nur, wenn man zuhört – sich auf einen Dialog einlässt.

Gerade die dramatischen Entwicklungen der letzten Monate haben mir deutlich gemacht, dass die Schweiz an ihrer Widerstandsfähigkeit arbeiten muss. Wenn es uns besser gelingt,

unsere innenpolitischen Hausaufgaben zu erledigen, dann sind wir für Entwicklungen von aussen, auf die wir nicht direkt Einfluss nehmen können, besser gewappnet. Doch in der politischen Schweiz fehlt es an echten Dialogen über die grossen Herausforderungen. Einen Teil dieser Lücke soll das druckfrische Buch schliessen.

Es ist alles andere als selbstverständlich, dass wir in einer liberalen Demokratie leben. Genauer gesagt: Nur jeder achte Mensch auf der Welt lebt in einer liberalen Demokratie. Unsere christlich-abendländisch geprägten freiheitlichen Grundwerte müssen also immer aufs Neue verteidigt werden. Ansonsten droht sich die antiliberalen, teils freiheitsfeindliche Mehrheit durchzusetzen.

Umso erfreulicher ist es, dass man in jedem der zwölf Gespräche verschiedene Denkanstösse findet, die trotz unterschiedlicher Ausgangslage auch zu einem Konsens führen – auch wenn sich die Gesprächspartner oft nicht von Beginn an einig waren, was beispielsweise beim Unternehmer Peter Spuhler und beim Gewerkschafter Daniel Lampart nicht erstaunlich ist.

Was habe ich bei der Lektüre des Buches gelernt?

Ein liberaler Ansatz in der Bildungs- und Medienpolitik — Wie wäre es, wenn unsere staatlich finanzierten Bildungs- und Medieninstitutionen mehr in den Wettbewerb zueinander treten würden, indem Bürgerinnen und Bürger Bildungs- und Mediengutscheine zur freien Verfügung, und finanziert über beispielsweise die Hälfte der Serafe-Gebühr, erhielten? Ich bin mir sicher: Dies würde die dominierende SRG herausfordern und die privaten Medien stärken, regional wie national.

Bessere Zusammenarbeit mit Staaten, die unsere Werte teilen — Man war sich einig, dass die Schweiz besser und intensiver mit unseren ausländischen Partnern zusammenarbeiten muss. Namentlich mit den Staaten, die unsere Werte teilen. Bei einer Bundesratswahl soll nicht nur entscheiden, wer den besten Draht zum Gewerbeverband hat, sondern auch, wer

gute Kontakte ins Ausland pflegt. Schweizer Anliegen wie hohe Löhne, eine grosse Eigenständigkeit und nachhaltiges Wachstum können wir nur durchsetzen, wenn wir dafür Verständnis schaffen. Eine bessere Vernetzung ist entscheidend, um unsere Schweizer Anliegen stärker zu vertreten.

Mehr Verständnis für Schweizer Unternehmen — Die Schweizer Unternehmen – vom Handwerksbetrieb bis zum Grossunternehmen – sind die Katalysatoren unseres Wohlstands. Diese sind auf gutausgebildete Arbeitskräfte aus dem In- und Ausland angewiesen, weshalb wir stabile Beziehungen zum Ausland benötigen. Nichtsdestotrotz sind sich Bundesrätin Karin Keller-Sutter und Thomas Straubhaar zum Thema Migration einig, dass es kein Recht auf Zuwanderung geben darf und die Armut am besten so bekämpft wird, dass die Maschine zum Menschen geht und nicht umgekehrt. Wir sollten unsere unternehmerischen Erfolge in die ganze Welt exportieren.

Mit Technologieoffenheit für eine sichere Energieversorgung — Die Gesprächspartner zu diesem Thema, Aline Trede und Nils Planzer, sind sich einig: Die Schweiz macht noch zu wenig für eine sichere und nachhaltige Energieversorgung. Wie also holen wir diesen Rückstand auf? Eine im Buch diskutierte Lösung: Technologieoffenheit in der Energieversorgung mit gleichzeitiger konsequenter und verursachergerechter Bepreisung der Mobilität und des CO₂-Verbrauchs.

Für die kommende Wahlkampfzeit wünsche ich mir, dass vermehrt auf einen konstruktiven Dialog und Lösungen für die Schweiz gesetzt wird und weniger polemische Schlagabtausche im Zentrum stehen.

Andri Silberschmidt, Esther Girsberger (Hrsg): Wohin, liebe Schweiz? 12 Gespräche mit inspirierenden Persönlichkeiten. NZZ Libro. 200 S., Fr. 29.–

Andri Silberschmidt ist Zürcher Nationalrat und Vizepräsident der FDP.

Russlands neue Handelswege

Die Weltwirtschaft wird neu sortiert. Moskau stärkt seine Verbindungen nach Asien. Die Epoche der europäisch-amerikanischen Seeherrschaft geht zu Ende.

Karin Kneissl

Handelswege bringen zum Ausdruck, welche Regionen in der Welt geopolitisch eine massgebliche Rolle spielen. In einer Ära, in der sich die Machtverhältnisse frisch ordnen und der pazifische Raum als neues Zentrum gehandelt wird, mischt Russland über die eurasische Landmasse in dieser Zukunftsregion tonangebend mit. Es gibt auch historische Bezüge. Zar Nikolaus II. betrieb den Bau der Transsibirischen Eisenbahn bis 1916. Die Bahnstrecke, die Moskau mit der pazifischen Hafenstadt Wladiwostok verbindet, ist rund 9300 Kilometer lang. Entlang den vierzig Bahnhöfen erschloss sich Russland damit den Fernen Osten.

Nationale arktische Nordostpassage

Doch die jüngsten Machtverschiebungen erfordern weitere Handelswege. Russland will von China nicht allzu heftig umarmt werden, wenngleich die Kooperation zwischen den beiden Nachbarn, die in den sechziger Jahren fast in eine atomare Auseinandersetzung abgeglitten wären, floriert. Die zusätzlichen alternativen Handelswege, die Russland ausbaut, betreffen den Nord-Süd-Verkehrskorridor (NSTC) und den Seekorridor Wladiwostok–Chennai (VCMC) mit ihren jeweiligen Knotenpunkten im kaspischen Hafen von Astrachan und im pazifischen Hafen von Wladiwostok. Indien ist, so gesehen, der natürliche Verbündete, um die chinesische Intensität im Handelsvolumen zu parieren. Der NSTC ist eine interessante Route, um den Nordwesten Russlands mit Indien zu verbinden; Stichwort Moskau–Mumbai. Spiegelgleiches soll für den VCMC aus Osten nach Südwesten gelten.

Im Fall des Nord-Süd-Korridors geht es zudem um ein neues Kapitel in den russisch-iranischen Beziehungen, denn ein wichtiger Teil der Strecke führt über iranisches Staatsgebiet. Das Kaspische Meer, mangels Zugang zum offenen Meer ein See und kein Meer, verbindet und trennt zugleich die Nachbarn, die in der Geschichte öfter Rivalen als Partner waren.

Blick in die andere Richtung: Seit dem Sommer 2007, als ein russisches Mini-U-Boot die russische Flagge am Meeresboden in der Ark-

tis hisste und sich dabei auf die Uno-Seerechtskonvention und die Vorgaben zum Kontinentalsockel berief, wurde klar, dass Russland an der Erschliessung der Arktis sehr interessiert ist. Das geht über Offshore-Bohrungen für Erdöl und Erdgas hinaus. Russland will seine Rohstoffe nach Osten auf jene Märkte bringen, die Europa demografisch überlegen sind.

Wenn der russische Erdölkonzern Rosneft das Vostok-Oil-Projekt vorantreibt, dann geht es darum, diese arktische Passage als nationalen und nicht als internationalen Seeweg einzubinden. Die russische Eisbrecherflotte macht die Handelsroute eisfrei. Am Ostwirtschaftsforum in Wladiwostok vom letzten September war dieser Handelsweg ein wichtiges Thema.

So wie der Suez-Kanal die Machtverhältnisse der letzten 150 Jahre widerspiegelte und der globale Erdölmarkt sich am Kriterium «East or west of Suez» orientierte, genauso sind die hier beschriebenen Wege der jetzige Spiegel einer sich nun herausbildenden neuen Ära.

Mit der Globalisierung kam das *offshoring*, dann wurde mit der Deglobalisierung *backshoring* aktuell, und nun diskutierte man am World Eco-

Die Seeherrschaft der Europäer und der USA scheint einen Prozess der Rückabwicklung zu durchlaufen.

nomic Forum in Davos gar das *friendly shoring*: die Sicherung von Versorgungswegen über freundlich gesinnte Staaten. Die fragiler gewordenen Versorgungsketten sollen auf neue Fundamente gestellt werden. Als ich 2012/2013 an meinem Buch «Die Zersplitterte Welt – was von der Globalisierung bleibt» schrieb, verwies ich auf die Notwendigkeit, bestimmte Produktionsketten wieder näher an die Kunden zu bringen. Gegenwärtig geht es darum, Antibiotika, seltene Erden und andere Metalle wie auch Halbleiter wieder in Europa oder Nordamerika zu produzieren. Bis es so weit ist, soll *friendly shoring* dominieren. Wobei: Weder die Politik noch die Wirtschaft kennen die Kategorie «Freundschaft». Es geht primär um die Konvergenz von Interessen.



Wasserstrassen weichen Landwegen.

So erlebt die legendäre Seidenstrasse seit 2013 dank chinesischen Staatsinvestitionen ihre kommerzielle und geopolitische Renaissance. Wichtiger Impuls war die Auf-nach-Westen-Initiative, welche die Förderung von Westchina anpeilte, nachdem lange der Nordosten und Süden des Landes Vorrang hatten. Darauf wurde die «Belt and Road Initiative» (BRI) vulgo neue Seidenstrasse unter Präsident Xi Jinping gestartet. Damit einher ging das Konzept einer «Erneuerung Chinas» und einer chinesisch geprägten Globalisierung. Vom Begriff «Strategie» verabschiedete sich Peking rasch, um niemanden zu erschrecken.

Weg als Ziel

Die Suez-Ära und andere Wasserstrassen weichen so manchem Landweg. Fast scheint es, als würde die Epoche der Seeherrschaft der Europäer und der USA historisch einen Prozess der Rückabwicklung durchlaufen. Das abgedroschene Konfuzius-Zitat «Der Weg ist das Ziel» gewinnt jedoch eine neue Bedeutung.

Karin Kneissl war Aussenministerin Österreichs von 2017 bis 2019 und ist heute als Energieanalytikerin und Autorin im Libanon tätig.

«Netanjahu hat sich als Politiker verschlechtert»

Ehud Barak war Israels Premier, langjähriger Verteidigungsminister und Generalstabschef. Hier spricht er über ein Land im zivilen Widerstand und die nukleare Schwellenmacht Iran.

Pierre Heumann

Tel Aviv

Nie war Israel so gespalten wie in den vergangenen drei Monaten. Hunderttausende demonstrierten im ganzen Land gegen die von Premier Benjamin Netanjahu geplante Justizreform. Sie sei notwendig, um die «aktivistischen» Richter in Schranken zu weisen, begründet Netanjahu die Reform. Kritiker befürchten hingegen einen kalten Putsch, mit dem er der Demokratie einen tödlichen Schlag versetzen wolle.

Im Zentrum der Auseinandersetzung stehen die Fragen, wer die Richter wählen und welche Rolle der Oberste Gerichtshof haben soll. Der Streit darüber zeigt, wie tief der Graben in der israelischen Gesellschaft ist. Auf der einen Seite stehen liberale und säkulare Israelis, die das Gericht als Garanten für Menschenrechte betrachten, auf der anderen Seite ultra-orthodoxe und religiös-konservative, die das Gericht als Hindernis für ihre politischen Ziele betrachten.

Um zu verhindern, dass das Land im Chaos versinkt, setzte Netanjahu am Montagabend die Parlamentsdebatten über die Reform für mindestens einen Monat aus. Er wolle eine «echte Gelegenheit für einen Dialog schaffen», sagte er.

Weltwoche: Ehud Barak, wird sich die Lage nach der Verschiebung der Reformdebatte beruhigen?

Ehud Barak: Das lässt sich derzeit nicht voraussagen. Im Prinzip hat der Premierminister damit den dringendsten Forderungen der Opposition und der Protestbewegung zwar nachgegeben, indem er eine Pause einlegt. Aber er bleibt entschlossen, die Reformen schnell durchzuziehen. Der Revolver bleibt auf dem Tisch.

Weltwoche: Welcher «Revolver»?

Barak: Rund zehn Gesetze wurden vom Parlament in erster Lesung bereits gutgeheissen. Sie dienen vor allem persönlichen Interessen Netanjahus und seiner Minister, indem sie Entscheide des Obersten Gerichts umstossen. Es geht deshalb nicht nur um den Dialog über die Justizreform, die Netanjahu



«Wahrscheinlich ist er zu lange an der Macht»:

Ex-Premier Barak (r.), Premier Netanjahu im November 2012 in Tel Aviv.

weiterhin anstrebt, sondern um die Entfernung dieses Revolvers, also um die Annullierung der Gesetze, die in den vergangenen Wochen debattiert wurden. Über kurz oder lang werden die Demonstrationen deshalb weitergehen.

Weltwoche: Immerhin kann die Opposition einen Erfolg verbuchen.

Barak: Nicht die Opposition, sondern vor allem die Protestbewegung. Diese Woche haben sich im ganzen Land 600 000 Bürger an

«Netanjahu war korrupt genug, um eine unheilige Allianz mit radikalen Parteien zu schmieden.»

den Demonstrationen gegen die Justizreform beteiligt, das entspricht 15 Prozent der erwachsenen Bevölkerung. Doch die Atempause ist auch das Resultat von zwei Phänomenen, die Netanjahu nicht kontrollieren kann.

Weltwoche: An welche denken Sie?

Barak: Erstens hat er Israels Wirtschaft an den Rand des Abgrunds gebracht und der Hightech-Industrie geschadet, die rund 50 Prozent der Ausfuhren generiert. Und zweitens hat er das Gefüge der Armee zerrissen. Viele Reservisten weigern sich, zum freiwilligen Dienst einzurücken, weil sie den Absichten der Regierung misstrauen. Diese beiden Phänomene haben Netanjahu zur Kapitulation veranlasst, aber eben nur vorläufig.

Weltwoche: Verteidigungsminister Yoav Galant hatte Netanjahu gewarnt, dass Israels Sicherheit wegen der Verweigerung des Militärdienstes in Gefahr sei. Darauf drohte ihm Netanjahu mit der Entlassung.

Barak: So etwas hat es in der Geschichte Israels noch nie gegeben. Als langjähriger Verteidigungsminister weiss ich, dass nach einer solchen Warnung das Sicherheitskabinett sofort einberufen werden muss. Auch um zwei

Uhr morgens, wenn es denn sein muss. Denn unsere Nachbarn sind weder Schweden noch die Schweiz.

Weltwoche: Weshalb hat Netanjahu nicht reagiert?

Barak: Galant hatte gefordert, die Reformdiskussion zu verschieben, weil sie die Sicherheit des Landes gefährde. Eine Verschiebung hätte aber den Zusammenhalt der Koalition bedroht. Netanjahu hat das Überleben der Koalition über die Sicherheit des Landes gestellt.

Weltwoche: Politiker und Offiziere, die während Jahren mit Netanjahu zusammengearbeitet haben, wollen beobachtet haben, dass er sich stark verändert habe. Da Sie ihn seit Jahren kennen: Sehen Sie das auch so?

Barak: (*Schmunzelt*) Jeder von uns verändert sich im Laufe der Jahre.

Weltwoche: Sie weichen aus.

Barak: Mein Eindruck ist, dass er sich als Politiker verschlechtert hat. Wahrscheinlich ist er zu lange an der Macht. Und das korrumpiert.

Weltwoche: Können Sie das präzisieren?

Barak: Ich bezweifle nicht, dass die Wahlen im November korrekt durchgeführt wurden. Aber Netanjahu war korrupt genug, um danach

«Am Ende werden nur die Iraner entscheiden können, ob sie die A-Waffe wirklich wollen.»

eine unheilige Allianz mit radikalen Parteien zu schmieden. Das tat er auch im eigenen Interesse. Gegen ihn läuft bekanntlich ein Prozess, unter anderem wegen Korruptions- und Bestechungsverdacht. In die von ihm gezimmerte Allianz nahm er einen weiteren Minister auf, der wegen Steuerhinterziehung und Bestechung verurteilt wurde und eine Gefängnisstrafe absass. Um sich vor den Konsequenzen des Prozesses abzusichern, nahm Netanjahu zudem eine Gruppe von messianischen Verrückten auf, eine rassistische Partei. Aber wie heisst es doch: Kriminelle halten zusammen, zumindest auf einigen Kilometern. Deshalb setzt die Koalition jetzt alles daran, den Regimewechsel möglichst schnell durchzuziehen, in zwei oder drei Monaten, damit ein Teil ihrer Minister von der Justiz nichts zu befürchten haben.

Weltwoche: Das sind happige Vorwürfe.

Barak: Sie müssen sich nicht auf meine Einschätzung verlassen, da ich Netanjahu seit langem kritisiere ...

Weltwoche: ... und ein politischer Gegner von ihm sind.

Barak: Die Präsidentin des Obersten Gerichtshofes, Esther Hayut, sagte kürzlich, dass Netanjahu keine Justizreform anstrebe. Vielmehr gehe es ihm darum, Israels Justizsystem zum Einsturz zu bringen und die Unabhängigkeit des Obersten Gerichts auszuhebeln. Damit



würde sich Israel aus der Familie der demokratischen Staaten verabschieden.

Weltwoche: Während Israel über die Justizreform streitet, schreitet Teherans Nuklearprojekt voran. Wo steht es derzeit?

Barak: Der Iran ist ein nuklearer Schwellenstaat, wird sich aber hüten, dies lautstark zu verkünden, aus Angst, dass danach die Sanktionen verschärft würden. Am Ende werden nur die Iraner entscheiden können, ob sie die A-Waffe wirklich wollen.

Weltwoche: Die USA können das nicht verhindern?

Barak: Gegenfrage: Können Sie sich einen amerikanischen Präsidenten vorstellen, der nach «Irak» und «Afghanistan» den Entscheid trifft, während mehrerer Tage den Iran zu bombardieren? Biden würde das sicher nicht anordnen, zumal er dazu ohne die Zustimmung des Uno-Sicherheitsrates keine Legitimation hätte. Ein Nein des Sicherheitsrates wäre so gut wie sicher: China würde das Veto einlegen.

Weltwoche: Könnten gezielte Angriffe auf die Atomanlagen des Iran das Projekt nicht vereiteln?

Barak: Sobald der Iran ein nuklearer Schwellenstaat ist, ist es dazu zu spät. Weder Israel noch die USA können dieses Vorhaben mit chirurgischen Militärschlägen um Jahre zurückwerfen. Die Luftwaffe kann höchstens einige Nuklearanlagen im Iran zerstören, zum Beispiel Lagerhallen, was bloss eine unbedeutende Verzögerung zur Folge hätte. Gleichzeitig wäre eine solche Attacke ein Anreiz für Teheran, das Atomprogramm mit dem Argument zu beschleunigen, dass Israel und die Amerikaner gegen das iranische Nuklearprogramm vorgehen, obwohl es, so würden sie wohl behaupten, lediglich zivilen Zwecken diene.

Ehud Barak, 81, war von 1999 bis 2001 Israels Premierminister. Ausserdem wirkt er als Generalstabschef, Aussenminister und Verteidigungsminister. Von 1997 bis 2001 und von 2007 bis 2011 hatte Barak den Vorsitz der Arbeitspartei Awoda inne.

Schweizer Botschafter der Undiplomatie

Claude Wild vertrat bis vor kurzem als Botschafter die Interessen der Schweiz in der Ukraine. Dieses Jahr wechselte der Karrierediplomat nach Strassburg, um als ständiger Vertreter der Eidgenossenschaft beim Europarat tätig zu sein.

In einem Interview mit Tele Züri zeigte sich der Westschweizer Ambassadeur als Botschafter der Undiplomatie. Wild machte klar, was er von der Schweizer Neutralität hält: nämlich herzlich wenig.

«Wir haben kein Interesse, nützliche Idioten eines Aggressors zu werden», schimpfte Wild. Vielmehr sei es im Sicherheitsinteresse der Schweiz, dass die Ukraine den Angreifer zurückdrängen könne. Die Schweiz müsse aufpassen, dass sie nicht in einen «Neutralitäts-Fetischismus» ver falle.

Heisst übersetzt: In den letzten Monaten hatte Bern einen Vertreter in Kiew, der sich nun von der von Parlament und Bundesrat bestätigten Neutralitätspolitik der Schweiz öffentlich distanziert. Erstaunlich, dass eine solche Haltung vom Aussendepartement geduldet wird.

Damit verfestigt sich ein Eindruck, den Beobachter im Bundeshaus schon lange haben: Die EDA-Beamten verfolgen ihre eigenen Ziele in der Aussenpolitik – Einsitz im Uno-Sicherheitsrat, Rahmenabkommen oder Zertrümmerung der Neutralität lassen grüssen.

Die Frage ist, wer diese Diplomaten stoppt.

Marcel Odermatt



«Neutralitäts-Fetischismus»: Claude Wild.

Diese ausgelassene Unendlichkeit des Moments

Michel Würthle erfand die «Paris Bar», den einzigen Sehnsuchtsort, der eine Adresse hatte. Mein persönliches Adieu an den letzten Monsieur von Berlin.

Michael Bahnerth

Er war der einzige Paradiesvogel, der tatsächlich in einem Paradies wohnte und den ich kannte. Meist trug er hellblaue Schuhe, ein gelbes Jackett, eine dazu passende Pochette und ein Hemd mit Perlmutterknöpfen, die obersten zwei Knöpfe offen, im Sommer drei. Er schaffte es, immer gebräunt auszusehen, obwohl sein Paradies eines der Nacht war. Wie er das gemacht hat, weiss ich nicht. Er hiess Michel Würthle und sein Paradies «Paris Bar». Es war der einzige Sehnsuchtsort, der eine Adresse hatte; 152 rue Kant, Berlin. Vor ein paar Tagen ist Würthle gestorben; das Paradies hat seinen letzten Vogel verloren.

Bowie, Madonna, Nicholson

Er war immer da, immer. Man lief die Kantstrasse hoch oder runter, je nachdem, sah die rote Markise und die Tische und Michel dort sitzen, im Vorgarten seines Paradieses, er trank Espresso oder Wein, natürlich rauchte er, und er wachte und bewachte jene Tür, hinter der diese universelle, exzesshafte und existenzielle Oase lag, dieses Universum jenseits der Welt für bunte Vögel und jene, die sich mit deren Federn schmücken wollten, für all die Kreaturen, die dem Tageslicht nicht wirklich gewachsen sind und denen der Mond die Sonne ist.

Würthle war immer der beste Freund für eine Nacht, er erhellte sie mit seinen Geschichten und Gedanken, es war ein Zusammensein auf jenem Hochseil, das über das Leben und den Tod gespannt ist. Man konnte hüpfen und fallen mit ihm, dasitzen und Pirouetten drehen oder aufstehen und vor der Bar tanzen in der ausgelassenen Unendlichkeit des Moments, mit Menschen, die man nicht kannte und die einem trotzdem so nahe wie möglich waren.

Natürlich war die «Paris Bar» ein Promi-Lokal, auch. David Bowie, Madonna, Dieter Roth, Martin Kippenberger, Rolf Eden, der zuletzt im Rollstuhl kam und Limettensaft trank, Robert De Niro, Jack Nicholson, F. J. Wagner und so weiter. Die Künstler schenkten ihm Kunst, er schenkte ihnen ein. Aber vielmehr war sie eine kleine, grosse Heimat und oft eine bessere Welt. Und sie war eine Geschichte, seine Geschichte,



Bester Freund für eine Nacht: Bohemien und Wirt Würthle (1943–2023).

die unentwegt Geschichte schrieb. Jeder Tag ähnelte dem andern, war aber doch jedes Mal eine neue Genesis.

Geistige Nahrung und Pommes frites

Ich glaube, Würthle, der Sohn einer Diplomatin und eines verarmten italienischen Adligen, hat sich nie neu erfunden, immer nur erweitert. Vom Kunststudenten in Wien zum Bohemien in Paris, wo aus Michael Michel wurde, zum Barmann im «Exil», seinem ersten Restaurant in Berlin, zum Geschäftsführer der «Paris Bar», die er 1979 übernommen hatte. Das Essen war nie wirklich gut, ausser vielleicht die Pommes frites, aber man ging wegen anderer Nahrung dorthin, geistiger, seelischer, weil man gut drauf war und das feiern oder weil man schlecht drauf war und das vergessen wollte.

Oder es Michel sagen, der meist antwortete: «Bist deppert?»

Wir sprachen viel über Griechenland, er hatte ein Haus dort, ich auch, und nie vergesse ich den Abend, als wir das feststellten, ich kannte ihn zuvor kaum. Er fragte, ob ich Patrick Leigh Fermor kennen würde, den englischen Schriftsteller, Reisenden und letzten Byzantiner, ich sagte ja, und er antwortete, ich sei der einzige Mensch, den er kenne, der wisse, wer PLF sei, und so kamen wir ins Gespräch. Was er in Griechenland tat? Im Licht baden, glaube ich, und an seinen Skulpturen rumschleifen.

Er starb 79-jährig, zwei Jahre konnte er dem Krebs noch abtrotzen. Er jammerte nicht, er verzweifelte nicht, dem Sterben setzte er seinen Schmach entgegen. Ich hoffe, dass er nahtlos übergegangen ist – von einem Paradies ins andere.

HERODOT



Am Ende des Kalten Krieges war unser Land weltweit der Inbegriff von Solidität, Verlässlichkeit, Rechtsstaatlichkeit, Unparteilichkeit und Humanität. Unsere Wirtschaft war fest in schweizerischer Hand, ein Bollwerk der Stabilität mit riesigen stillen Reserven, deren Wert oft die Bilanzsumme überstieg. Anders als Olof Palmes Schweden, das sich als moralischer Scharfrichter aufspielte (und damit allen auf die Nerven ging), äusserte sich der Bundesrat höchst selten zum Weltgeschehen, und wenn, dann sehr zurückhaltend. Dafür waren wir eine humanitäre Grossmacht, weltweit mit dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz identifiziert, dessen Delegierte alle den Schweizer Pass besaßen. Skrupellose Geschäftemacher missbrauchten schon damals das Bankgeheimnis und die Neutralität, etwa im Fall des südafrikanischen Apartheidstaates. Doch insgesamt war die Schweiz ein Leuchtturm und in fast jeder Hinsicht eine Referenz in der Welt.

Zeitgleich mit dem Mauerfall ging die Weltkriegsgeneration in Pension. An ihre Stelle traten die 68er, die seit einiger Zeit ihren Weg durch die Institutionen beschritten hatten. Ihr Wertekanon war so ziemlich das Gegenteil desjenigen der abtretenden Generation. Es ging ihnen ums Dazugehören (etwa zur EU und zur Nato), ums Anpassen und Gleichmachen, ums rasche Geld und um Grössenwahn statt diskrete Solidität. Die Schweiz war und ist diesen Leuten zu klein und zu eng, ihre Tugenden hinterwäldlerisch, die Neutralität ein ärgerliches Korsett, das Mitmachen und Dazugehören verhindert. Unter der Ägide dieser Generation schaffte sich die Schweiz in Raten ab.

Mit der Aktienrechtsrevision von 1992 wurde die Übernahme und Kontrolle der grossen schweizerischen Unternehmungen durch mehrheitlich angelsächsisches Kapital eingeleitet. Die amerikanische Abzockermentalität hielt Einzug, der Shareholder-Value wurde

Die Schweiz schafft sich in Raten ab. Die Welt erkennt die Schweiz nicht wieder.

auch bei uns zum Mass aller Dinge, stille Reserven wurden aufgelöst und unter die neuen Aktionäre verteilt, manche Traditionsfirma (z. B. Hero) ausgehöhlt und ihre Produktion eingestellt. Eines der ersten Opfer des eigenen Grössenwahns wurde 2001 die Swissair, ehemals als «fliegende Bank» bezeichnet. SP-Verkehrsminister Moritz Leuenberger versetzte ihr zusammen mit UBS-Chef Marcel Ospelt den Todesstoss, indem die beiden im Duett verkündeten, keinen Rappen zu ihrer Rettung ausgeben zu wollen. Das Ausland rieb sich verwundert die Augen; mehrere Staatsoberhäupter und andere hohe ausländische Funktionsträger, die zu den Stammkunden der Swissair gezählt hatten, wurden Opfer des Groundings. Am unbescheidenen Zürcher «Unique Airport» wurde es einzigartig still. Der Ruf der Schweiz wurde nachhaltig erschüttert.

Lehren aus dem Ikarus-Desaster wurden keine gezogen. Die Swissair war nicht so sehr an eigenem Unvermögen als an demjenigen zahlreicher ausländischer Gesellschaften zugrunde gegangen, die sie zusammengekauft hatte. Ospelts UBS machte es ihr nach und ging in den USA auf Grosseinkauf. Genau sieben Jahre nach dem Swissair-Grounding musste

die UBS vom Bund gerettet werden. Die Nationalbank belehnte Milliarden von wertlosen Schrottpapieren, die die UBS in ihrer Gier in den USA zusammengekauft hatte. Danach fielen die Grossbanken und in der Folge die meisten schweizerischen Blue Chips unter ausländische Kontrolle und Führung. Schweizerinnen und Schweizer wurden im Management dieser Multis zu Exoten. Die schweizerische Identität und das Engagement der Unternehmensspitzen zugunsten unseres Landes verschwanden, nicht aber deren Druck auf unsere Regierung, etwa zur Unterordnung unter den Willen von EU und USA.

So waren es namentlich die ausländisch beherrschten Grossbanken, welche den Bundesrat drängten, neutralitätswidrig die EU-Sanktionen gegen Russland zu übernehmen. In der Folge wurden rechtsstaatliche Prinzipien mit Füßen getreten, wurde Menschen allein aufgrund ihrer Herkunft und ohne jegliche Rechtsmittel der Zugriff auf ihr Eigentum verwehrt. Politiker – auch bürgerliche – forderten gar ihre Enteignung. Die vorsorgliche Zwangsabwicklung der Credit Suisse (CS) qua Diktat aus Washington, Paris und London war ein weiterer Sargnagel für unseren einstigen Rechtsstaat. Zugrunde gerichtet wurde die CS wesentlich durch den Amerikaner Brady Dougan; den Todesstoss gab ihr eine Äusserung der Saudi National Bank, ihres Hauptaktionärs. Nur der Schaden bleibt an uns hängen. Die Welt erkennt die Schweiz nicht wieder.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Gefährliche Silberstreifen

Liebe Königin Letizia von Spanien, darf ich ehrlich zu Ihnen sein?
Graues Haar verkündet: «Ich habe kapituliert.»

Christa D'Souza

Meine Güte, wie schön Königin Letizia von Spanien ist! Ihre Haut, ihre Figur. Und ihr üppiges, braunes Haar, das inzwischen eine einzelne graue Strähne aufweist. Aber wenn ich mir diese Kühnheit erlauben darf, Majestät: Sind Sie mit dem Grau wirklich einverstanden?

Ich weiss, diese #greyhairdontcare-Bewegung ist ein Riesending, und ich weiss auch, dass wir alle authentisch und natürlich sein wollen, aber ist Grau wirklich so attraktiv? Und wenn ich noch etwas kühner sein darf: Was sagt Ihre bessere Hälfte dazu?

Ich frage nur, weil meine bessere Hälfte ganz und gar nicht glücklich war, als ich beschloss, das Grau zu akzeptieren. Nicht dass er es ausgesprochen hätte. Erst nachdem ich «zu mir zurückgefunden hatte» (seine Worte), als ich vor etwa einem Jahr schwach wurde und mir das Haar aschblond färbte, gestand er mir, wie sehr er das Grau gehasst hatte. Und wenn ich für jeden, der so dachte wie er, fünf Pfund bekommen hätte, wäre ich heute reich.

Aber gehen wir sechs Jahre zurück. Ich war 57 und hatte mich schon eine Weile mit dem Thema beschäftigt, nachdem ich mit Ende vierzig unübersehbar grau geworden war und keine Lust mehr hatte, alle acht Wochen die Haare färben zu lassen. Aber erst 2017 beschloss ich, vermutlich inspiriert von Kim Kardashian, die mit einer platinblonden Mähne bei einer Tom-Ford-Show erschienen war, den Schritt zu wagen.

Ich sah aus wie 103

Mein Kolorist, der Superstar Josh Wood, verantwortlich für die hüftlangen Silberlocken des Models Kristen McMenamy, war skeptisch. Er wies darauf hin, dass Grau mich älter machen würde und wegen der roten Grundtöne mehrere Sitzungen erforderlich sein würden.

Aber ich war unerbittlich. Josh hatte recht. Es brauchte drei Sitzungen, inklusive Unmengen von titanblauen Spülungen. Das Haar musste ausserdem professionell geföhnt werden, damit es wirklich gut aussah.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich fand Grau anfangs wirklich super, und die Meinung an-

derer interessierte mich nicht. Jedes Mal, wenn ich in den Spiegel sah, fühlte ich mich auf der Höhe der Zeit. Und clever fand ich mich auch. Ja, dachte ich, man kann grauhaarig und sexy sein.

Und dann kam der Corona-Lockdown, eine Zeit, in der ich monatelang keinen Friseursalon aufsuchen konnte. Puh! Es gibt Fotos von mir an meinem 60. Geburtstag, auf denen mein Haar dreistufig ist: orange oder rot an den Wurzeln, blaugrau in der Mitte und dunkelblond mit vielen metallisch weissen Stellen an den Spitzen.

Ich sah echt wie 103 aus. Schon verrückt, dass graues Haar ein so potentes Signal von Alter ist. Das ist natürlich okay, wenn man eine so tolle Frau wie Christine Lagarde ist, die 67-jährige Präsidentin der Europäischen Zentralbank. Das bin ich aber eindeutig nicht.

Graues Haar, das nicht perfekt gestylt und geföhnt ist, verkündet: «Ich habe kapituliert.» So sollte es nicht sein, und es gilt auch nicht für jede

War Haarfärben nicht ein zentraler Baustein weiblicher Selbstermächtigung?

Frau. Meghan Markles Mutter Doria (67) steht Grau sehr gut. Bei der 64-jährigen Schauspielerin Andie MacDowell mit ihren silbrigen Löckchen funktioniert es geradeso, was aber daran liegt, dass sie nicht nur Schauspielerin, sondern auch Model ist. Wie Josh es ausdrückte: «Das Grau war viel zu kalt für deine Haut. Es sah gut aus, wenn es geföhnt war, aber es war trotzdem eine viel zu starke, ein wenig traurige Farbe.»

Ich weiss, was er meint. Am Ende fühlte ich mich ausgelaugt, und mein Aussehen beeinflusste mein Selbstwertgefühl und vielleicht auch, wie andere mich wahrnahmen.

Ich bin Mitglied einer Whatsapp-Gruppe namens «The Hormonal Voyagers» – ein Haufen sympathischer Frauen, von denen ich die älteste bin, als die ich mich aber nie gefühlt habe. Nun ja, mit den grauen Haaren war ich plötzlich unser aller Grossmutter. Und ob ich zum Beauty-Salon fuhr oder sonst wohin, im Bus oder in der U-Bahn wurde mir viel öfter ein Sitz-

platz angeboten als heute. Meine beiden Söhne haben nie etwas gesagt – nicht weil sie diplomatisch sind, sondern weil es ihnen egal ist.

Grau gegen Blond

Der Frau meines jüngeren Sohns aber fiel es auf, als ich mich zu meinem «wahren Ich» bekannte. Sie war voll des Lobes, wie vermutlich jede meiner Freundinnen.

Es ist so eine Übergangsperiode, diese Jahre zwischen 50 und 65 (natürlich verschiebe ich die Grenzen, je älter ich werde). Man ist weder das eine noch das andere.

Zugegeben, schimmerndes Kastanienbraun ohne ein einziges graues Härchen sieht bei einer Neunzigjährigen ein bisschen lächerlich aus, aber will ich altersgemäss aussehen, wenn ich es nicht sein muss?

War Haarfärben nicht ein zentraler Baustein weiblicher Selbstermächtigung? Wie Nora Ephron sagte: «Es ist die stärkste Waffe älterer Frauen im Kampf gegen die Jugendkultur.» Natürlich wollen wir alle authentisch sein, aber in der heutigen Welt mit ihrem ganzen Jugendwahn findet es keine besondere Anerkennung, wenn man seinem Alter entsprechend aussieht – so, wie es keine besondere Anerkennung findet, wenn man sich, sagen wir, eine Plombe ohne Betäubungsspritze einsetzen lässt oder bei einer Entbindung auf jedwede Anästhesie verzichtet.

Grau mit Blond zu bekämpfen – das passt nicht nur besser zu meiner Hautfarbe, es ist auch viel billiger, denn es muss nur etwa alle drei Monate aufgefrischt werden, besonders wenn ich in der Sonne sein werde. Und, wie gesagt, meine bessere Hälfte ist viel glücklicher damit.

Königin Letizia, ich verstehe Sie. Warum sollten Sie, warum sollten wir alle uns dem Diktat der Schönheitsindustrie unterwerfen? Aber vielleicht sprechen wir uns in anderthalb Jahren wieder. Könnte sein, dass Sie dann eine ganz andere Einstellung zu grauen Haaren haben.

Christa Claire D'Souza ist eine britische Journalistin (u. a. *Vogue*, *Sunday Times*) und Tochter der ehemaligen Sprecherin des House of Lords, Baroness D'Souza.

Dieser Text ist zuerst in der *Daily Mail* erschienen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Stärkste Waffe im Kampf gegen die Jugendkultur: Königin Letizia.

Heisse Luft

Viele Staaten rufen nach einem Atomwaffen-Verbot.
Der Bundesrat ist bisher dagegen. Gut so.

David Vogelsanger

Die fortschreitende Verbreitung von Nuklearwaffen ist ein sehr ernsthaftes Problem. Nach dem chaotischen Zerfall der Sowjetunion bestand die echte Gefahr, Atomwaffen könnten in die Hände von islamistischen Terrorgruppen gelangen. Dazu ist es bis jetzt nicht gekommen. Doch an Staaten, welche die Bombe bereits haben oder sie gerne hätten, fehlt es leider nicht.

Man glaubte vor über fünfzig Jahren, das Problem damit lösen zu können, dass die bestehenden Atommächte – die fünf permanenten Mitglieder des Uno-Sicherheitsrats – ihre Nuklearwaffen behalten, aber keine neuen Atomwaffenstaaten entstehen dürfen. Die Schweiz hatte unter Leitung des bedeutenden Physikers Paul Scherrer in aller Stille ihr eigenes, rein defensives und weit fortgeschrittenes Nuklearwaffenprogramm entwickelt. Sie schloss sich unter internationalem Druck dem Nonproliferationsabkommen von 1968, dem sogenannten Atomsperrvertrag, an und liquidierte ihr Projekt. Dies, obwohl das Land sechs Jahre zuvor eine sozialistisch-kommunistisch inspirierte Verbotsinitiative mit überwältigendem Mehr bachab geschickt hatte. Erst viel später verzichtete auch Südafrika auf sein eigenes Atomwaffenprogramm.

Gescheitertes Abkommen von 1968

Das Nonproliferationsabkommen von 1968 ist gescheitert. Israel, Indien, Pakistan, Nordkorea und wohl bald auch der Iran haben die Bombe. Weitere werden dazustossen, etwa Saudi-Arabien, das sich zwar nicht vor Israel, aber vor dem Iran fürchtet. Die Mullahs tanzen den Atommächten und Deutschland, die Irans Nuklearwaffe verhindern möchten, seit bald zehn Jahren auf der Nase herum und betrügen nach Strich und Faden. Trump und Biden nannten das Kind beim Namen, doch die Europäer halten immer noch ihre Wünsche für die Realität.

Das ist eine unerfreuliche Situation, und guter Rat scheint teuer. Wenn da nicht Grossmächte wie Costa Rica und Neuseeland wären, die unter dem Einfluss einer privaten Organisation namens ICAN (International Campaign to Abolish Nuclear Weapons) zur Tat schritten:

122 Uno-Mitglieder, alles nukleare Habenichtse, verabschiedeten 2017 ein Abkommen, das Atomwaffen kurzerhand verbietet. So einfach ist das! Nur die Niederlande hatten den Mut abzulehnen, 69 andere Länder, darunter sämtliche legitimen und illegitimen Nuklearstaaten, enthielten sich. ICAN erhielt den längst politisierten und entwerteten Friedensnobelpreis. 68 Staaten sind unterdessen Vertragsparteien geworden – keiner aus der Nato. Aus Europa lediglich Österreich und Irland. Das Abkommen ist nichts als heisse Luft.

Dem Druck standhalten

Der Bundesrat entschied 2018, noch vor Inkrafttreten des Abkommens, völlig zu Recht, die Schweiz da herauszuhalten. Zum einen ist die schweizerische Vorleistung von 1968, der Verzicht auf unser verantwortungsbewusstes Nuklearprogramm, nicht honoriert worden. Zum anderen hat auch unsere eigene Sicherheit während des Kalten Krieges angesichts der sehr realen sowjetischen Bedrohung während Jahrzehnten vom amerikanischen und sogar ein bisschen vom französischen Nuklearschirm profitiert. Gerade die Kreise, die ja sonst immer der «europäischen Solidarität» das Wort reden, sollten sich einmal überlegen, wie es unsere Nachbarn aus Nato und EU wohl aufnehmen würden, wenn auch wir mit den Wölfen (oder eher mit den harmlosen Strassenkläffern) heulten. Das Atomwaffenverbot der Uno erinnert an eine Stadt, die von schwerbewaffneten Verbrechern terrorisiert wird, denen eine machtlose Polizei gegenübersteht. Da kommt ein Komitee, be-

stehend aus drei Linkspolitikern, einem Pfarrer, einer Sozialarbeiterin und einem pensionierten Diplomaten, und sagt: Wir haben die Lösung. Lasst uns alle Waffen verbieten!

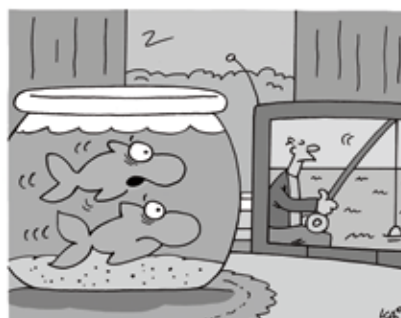
Der Bundesrat hat also vernünftig gehandelt. Das hinderte aber National- und Ständerat nicht daran, ihn aufzufordern, dem Abkommen beizutreten. Die Parlamente rot-grün regierter Städte folgten. Unter der Führung der früheren SP-Bundesrätinnen Micheline Calmy-Rey und Ruth Dreifuss hat nun eine Gruppe von ehemaligen Diplomaten und anderen höheren Beamten der Landesregierung erneut nahegelegt, sich dem «Verbot» anzuschliessen. Die meisten der Unterzeichner sind unbekannt oder bekannt als treue Unterstützer jedes linken Aktivismus. Aufhorchen lassen jedoch die Namen dreier ehemaliger IKRK-Präsidenten, des früheren EU-

Da kommt ein machtloses Komitee und sagt: Wir haben die Lösung. Lasst uns alle Waffen verbieten!

Chefunterhändlers Michael Ambühl sowie des ehemaligen Botschafters in Amerika, Martin Dahinden. Letztere beiden kennt man als hartnäckige und mit beiden Füßen auf dem Boden stehende Vertreter schweizerischer Interessen.

Erstmals seit dreissig Jahren wird heute wieder mit Atomwaffen gedroht und mit ihrem Einsatz gerechnet – keineswegs nur seitens verrückter Diktatoren und Mullahs. Auch wenn die russischen Drohungen nicht umgesetzt werden: Die Tatsache, dass so überhaupt wieder gesprochen wird, macht die Situation brandgefährlich. Da gilt es für uns Schweizer, einen kühlen Kopf zu bewahren, eine vernünftige Lagebeurteilung vorzunehmen und mit dem verantwortungslosen Raubbau an Armee und Zivilschutz endlich Schluss zu machen. Was wir zuletzt brauchen, sind nutzlose Papiertiger wie ein Atomwaffen-Verbotsvertrag, bei dem sich gute Menschen gegenseitig auf die Schultern klopfen. Der Bundesrat muss standhaft bleiben.

David Vogelsanger ist promovierter Historiker und ehemaliger Schweizer Botschafter in Neuseeland.



„Musst du denn immer diese schaurigen Filme suchen?!...“

Mäzenin ohne Musikgehör

Um die milliardenschwere Basler Roche-Erbin Beatrice Oeri hat sich ein Dramolett entfacht. Im Mittelpunkt steht der Jazzklub «Bird's Eye» in Basel.

David Klein

Gegründet und eröffnet wurde der Jazzklub «Bird's Eye» 1994 vom Basler Bassisten Stephan Kurmann, der den kultigen *hangout* in einem Fabrikareal bei der französischen Grenze als Musiker, *booker* sowie Geschäftsführer in Personalunion leitete.

Kurmann erfindet den Klubnamen, entwirft das dazugehörige Logo und sorgt für Auftritte von klingenden Namen aus der nationalen und internationalen Jazzszene. In Rekordzeit etabliert er seinen Klub als renommierten Treffpunkt von Jazzern aus aller Welt. 1998 kommt Multimilliardärin Oeri als Präsidentin des «Bird's Eye»-Trägervereins Jazz-Live Basel an Bord. Nach dem Umzug des «Bird's Eye» in die Basler Innenstadt trägt die Oeri-Stiftung Levedo das jährliche Defizit des Klubs.

Die Geschäftsleitung des «Bird's Eye» nehmen Kurmann und Oeri gemeinsam wahr, Kurmann ist Inhaber des Wirtepatents, bucht die Konzerte, kümmert sich um die Vermarktung und tritt als Musiker auf. Oeri übernimmt die Führung des Gastrobetriebs. Das geht lange gut.

Dunkles Familiengeheimnis

Doch während einer persönlichen Auseinandersetzung vor rund zehn Jahren, die auch mit einer Mediation nie ganz gelöst werden konnte, realisiert Oeri, dass Kurmann, ein nicht immer pflegeleichter Freigeist, dem sie zudem ein dunkles Familiengeheimnis anvertraut hatte, trotz ihrer Milliarden nicht zum Befehlsempfänger geworden war. Sie befürchtet, den Klub zu verlieren, der mit den Jahren zu ihrem Lebensinhalt geworden ist. Das «Bird's Eye» ohne Kurmann zu betreiben, traut sie sich zu diesem Zeitpunkt nicht zu.

Kontinuierlich werden nun Massnahmen und Personalentscheide getroffen, um den eigenwilligen Klubgründer, der Oeri als Einziger Paroli bietet, ersetzbar zu machen. Assistenten von Einflüsterern wie Levedo-Geschäftsführer Georg Hasler (die WOZ nennt ihn das «Phantom») und Bernhard Ley, damaliger Leiter des von Oeri finanzierten Jazzcampus, er-

setzt Oeri den alten Jazz-Live-Basel-Vorstand sukzessive durch verlässliche Verbündete. Mit Klaus Hubmann, Geschäftsführer der Oeri-Stiftung Habitat – bekannt für seinen autoritären Führungsstil –, und der Staatskünstlerin Sarah Chaksad rüstet sich Oeri für Kurmanns Entmachtung.

Dann kommt die Pandemie. Trotz Differenzen teilen Oeri und Kurmann die Skepsis gegenüber der staatlichen Corona-Politik. Als die Zertifikatspflicht eingeführt wird, verfügt

Der Klubgründer und erklärte Massnahmegegner soll allein hinter der Corona-Revolution gesteckt haben.

Geldgeberin Oeri, diese im «Bird's Eye» nicht umzusetzen. Am 17. September 2021 schliesst das kantonale Gesundheitsdepartement den Klub. Oeris Anwalt legt im Namen des Vereins Rekurs gegen die Schliessungsverfügung ein.

Dieser Widerstand auf dem Höhepunkt der Covid-Krise ruft eine gewaltige Empörung hervor. Der Lokalpresse ist die einflussreiche Milliardärin als Sündenbock zu heiss. Stattdessen kapriziert man sich auf Kurmann. Der Klubgründer und erklärte Massnahmegegner soll hinter der Corona-Revolution gesteckt und die Missachtung der Zertifikatspflicht im Alleingang durchgesetzt haben.

Dieses Narrativ kommt Oeri wie gerufen. An der wöchentlichen Geschäftsleitungssitzung vom 15. November 2021 wird Kurmann per sofort freigestellt und bekommt ein striktes Redeverbot verpasst. Einen Tag später erfährt das «Bird's Eye»-Team von Kurmanns Freistellung. Niemand darf mehr mit ihm sprechen. Die Belegschaft, alle von Kurmann eingestellt, steht unter Schock. Kurmanns «Bird's Eye»-Mailadresse wird eine Stunde nach der Sitzung gesperrt.

Am 2. Februar 2022 legt Beatrice Oeri nach 25 Jahren ihr Mandat als Präsidentin des Vereins Jazz-Live Basel nieder und tritt aus dem Vorstand aus, bleibt aber Geldgeberin und Klubleiterin. Sarah Chaksad und Klaus Hub-

mann übernehmen das Vereinspräsidium. Am 11. Februar 2022 erhält Kurmann die Kündigung, gezeichnet von Chaksad und Hubmann. Als Stephan Kurmann, der bisher auf Kooperation gesetzt hatte, mit einem Vereinsmitglied spricht, wirft ihm Oeri «Spaltung»



Ums Lebenswerk gebracht: Musiker Kurmann.

vor. Sie bricht per Mail den Kontakt zu ihrem langjährigen Vertrauten ab. «Ab heute beende ich jede Form von Unterstützung an dich. Es ist definitiv Schluss. Du kannst von mir nichts mehr erwarten», schreibt die machtbewusste Mäzenin, nachdem sie den verdienten Klubgründer um sein Lebenswerk gebracht hat.

Oeri am Ziel

Bis heute nennen weder Oeri noch der Vereinsvorstand konkrete Gründe für Kurmanns Freistellung und Kündigung. Auf entsprechende Nachfragen gibt es keine Antwort.

Die Milliardärin, die als Exponentin des Basler *Daigs* gewohnt ist, zu bekommen, was sie will, hat ihr Ziel erreicht: In Stephan Kurmanns «Bird's Eye» gilt fortan nur noch ein Wort als Gesetz – das von Beatrice Oeri.

Pionierin der Wüste

Der Bundesrat hat an einem Sonntagnachmittag ein saudisches Familienunternehmen enteignet, obwohl es der Credit Suisse helfen wollte. Der Chef des Olayan-Clans ist eine Frau.

Pierre Heumann

Zu den grossen Verlierern des CS-Dramas gehört die saudi-arabische Familie Olayan. Kurz vor dem Aus der CS hatte sie, zusammen mit anderen Golf-Investoren, der CS vorgeschlagen, insgesamt fünf Milliarden Dollar einzuschliessen. Damit unterschieden sich die Saudis von westlichen Profianlegern, die sich in den vergangenen Monaten und Jahren von CS-Titeln getrennt oder sie gemieden hatten. Investoren aus dem Mittleren Osten hielten der CS die Treue. Die Olayans standen der CS vor fünfzehn Jahren bei und investierten. Sie kauften vor fünf Jahren zudem Wandelanleihen, um die Bank zu stützen. Zu gewissen Zeiten besass die Olayan-Gruppe mehr als 14 Prozent der CS. Am Krisenwochenende waren es noch immerhin knapp fünf Prozent. Die Saudis erhoffen sich, mit Hilfe der CS-Beteiligung Zugang zu den Branchenspezialisten und neuen Instrumenten der Credit Suisse zu erhalten, weil im Königreich ein riesiger Investitionsbedarf ansteht.

10-Milliarden-Imperium

Dass die Olayans jetzt auf ihrem CS-Portfolio einen massiven Abschreiber verkraften mussten, ist für sie kein Thema, zumindest keines, das sie öffentlich diskutieren würden. Das ist Privatsache. Aber sarkastische Kommentare über die Schweiz kann man sich in Riad nicht verkneifen, möglicherweise auch bei den Olayans, weiss die *Financial Times*. In der Schweiz, so das Bonmot, würde man sich über Diktaturen lustig machen, doch jetzt müsse man sich am Golf allen Ernstes die Frage stellen, was denn eigentlich der Unterschied zwischen Saudi-Arabien und der Schweiz sei. Bern habe übers Wochenende mit Notrecht Aktionären das Mitbestimmungsrecht entzogen.

Dass die Olayan-Gruppe die Öffentlichkeit scheut, hat einen weiteren Grund. Weil das

Imperium im Besitz des Clans ist, muss es sich nicht in die Bücher blicken lassen. Das Vermögen der Familie wird auf über zehn Milliarden Dollar geschätzt.

Sie kontrolliert in Saudi-Arabien einen riesigen Mischkonzern. Rund 15 000 Angestellte und mehr als vier Dutzend Tochtergesellschaften gehören dazu. In fast jedem Sektor



Kosmopolitin mit Spitzenausbildung: Lubna Olayan.

der saudischen Wirtschaft ist sie prominent vertreten – von der Ölförderung über Stahl bis hin zu Hamburger und Coca-Cola. Die Gruppe mit Hauptquartier in Riad ist zudem mit Büros in New York, Vaduz, London, Athen, Singapur und Luxemburg vertreten.

Doch der global aufgestellte Mischkonzern ist nicht nur sehr reich, sondern gibt sich auch fortschrittlich und hat deshalb im konservativen Königreich immer wieder für Zoff gesorgt. Die heute 67-jährige Top-Managerin Lubna Olayan steht zwar nicht gerne im Rampenlicht. Aber in dem von Männern dominierten und kontrollierten Wüstenreich profilierte sie sich bereits vor zwanzig Jahren als Pionierin für Frauenrechte. Im Januar 2004 hielt sie zum Beispiel am Jeddah Economic Forum als erste Frau eine Rede, was ihr den Zorn der Konservativen eintrug. Unter dem Titel «Eine saudi-arabische Vision für Wachstum» distanzierte sie sich von der damals vorherrschenden Weltsicht der religiösen Elite. Sie warf dem Klerus vor, Frauen von der Arbeitswelt auszuschliessen und die Lücke mit Tausenden von Fremdarbeitern zu füllen.

Keck rutschendes Kopftuch

Kritik erntete sie auch wegen ihres damals als provozierend empfundenen Outfits. Statt mit dem traditionellen Hidschab aufzutreten, trug sie bloss ein Kopftuch, das ihr im Laufe der Rede keck nach hinten rutschte. Der Bruch des sozialen Tabus wurde am folgenden Tag auf Frontseiten saudischer Medien scharf gerügt, ebenso die Tatsache, dass sie sich mit Männern unterhalten hatte, unter anderen mit Bill Clinton und Recep Tayyip Erdogan.

Obwohl sie sich über soziale Tabus hinweggesetzt und religiöse Würden-träger vor den Kopf gestossen hatte, verzichtete das Königreich darauf, sie zu massregeln. Olayan war nicht nur Pionierin auf dem mühsamen Weg zur Gleichberechtigung von Frauen, sondern

letztlich auch für die Vision 2030, mit der Kronprinz Mohammed bin Salman das Land von der Abhängigkeit von Erdöl lösen will.

Inzwischen ist Lubna Olayan längst Teil des westlichen Establishments, hält am World Economic Forum (WEF) Reden, und Zeitschriften

wie *Forbes*, *Fortune* oder das *Time*-Magazin haben sie als eine der einflussreichsten Persönlichkeiten in der Geschäftswelt bezeichnet. Im vergangenen Jahr wurde sie im «Board of Trustees» des WEF aufgenommen.

«Schweiz des Orients»

Der Verweis der Frommen in Jeddah war für sie ein Anreiz, sich auch in ihrer Firmengruppe für die Anstellung von Frauen einzusetzen. Dabei habe es allerdings ein praktisches Problem gegeben, meinte sie in einem ihrer seltenen Interviews. Bei ihren Besuchen musste sie feststellen, dass es keine Frauentoiletten gab, weil dafür kein Bedarf bestand.

Olayan war in Sachen Gleichberechtigung anderes gewohnt: Sie wuchs in Beirut auf, als jüngstes von vier Geschwistern. Die libanesische Hauptstadt war damals kosmopolitisch,

Im Jahr 2004 war sie die erste Frau, die in den Vorstand eines saudischen Unternehmens gewählt wurde.

der Staat wegen seines weltoffenen Bankensystems galt als «Schweiz des Orients». In den USA studierte sie nach der Matura an zwei Top-Universitäten und holte sich einen MBA. Dass sie ihren ersten Job als Bankerin bei der Investmentbank J. P. Morgan antrat, sollte auch privat von Bedeutung sein. Sie lernte dort den Anwalt John Xefos kennen. 1983 gingen die beiden als frischverheiratetes Paar zurück nach Riad.

Dass Xefos als Partner von Baker McKenzie lukrative Verträge erhalten würde, war klar. Er beteiligte sich zum Beispiel an der Privatisierung grosser Infrastrukturanlagen in Saudi-Arabien, ebenso an grossen Börsengängen saudischer Firmen.

Doch was sollte Lubna Olayan mit ihrer Spitzenausbildung und ihrem kosmopolitischen Hintergrund in einem Land tun, in dem Frauen keinen Beruf ausüben durften?

Ihr Vater Suleiman wusste Rat.

Er hatte Ende der 1950er Jahre eine Firma gegründet, die Aramco mit allem belieferte – vom

Bohrpfahl bis zum Brot. Ihm gelang der Aufbau der Firma, ohne dass er über Beziehungen zum Königshaus verfügte, was bemerkenswert war. Zumal seine Startbedingungen alles andere als vielversprechend waren. Suleiman kam in einem Wüstendorf auf die Welt, rund 200 Kilometer von Riad entfernt. Seine Mutter starb, als er noch ein Säugling war, und als er sechs Jahre alt war, verlor er seinen Vater, einen Gewürzhändler. Den Waisen Suleiman brachte ein paar Jahre später sein Bruder per Kamel an die arabische Golfküste und dann per Boot nach Bahrain. Dort ging Suleiman auf eine Missionschule und lernte Englisch.

Vom Angestellten zum Unternehmer wurde Suleiman, als er von Aramco und Bechtel einen Auftrag für die Entladung von Rohren erhielt. Tausende von westlichen Unternehmen überschwemmten das Land, um vom Öl-Boom zu profitieren. Suleiman stieg deshalb in den Lebensmittel- und Konsumgütervertrieb ein, später wurden auch Kimberly-Clark, General Foods oder Pillsbury seine Kunden. Zudem erwarb er Minderheitsbeteiligungen an öffentlichen Unternehmen wie Coca-Cola, Occidental Petroleum oder J. P. Morgan.

Häuser in New York und Luzern

Im Laufe der Jahre brachte er es zu Wohlstand und war in zwei Unternehmen, der Mobil Corporation und der CS First Boston, als Direktor tätig. Von 1998 bis 2013 hatte seine Gruppe einen Vertreter im CS-Verwaltungsrat. Als er 2002 83-jährig in Manhattan starb, widmete ihm die *New York Times* einen Nachruf und merkte an, dass er, Reichtum hin oder her, ein sehr zurückhaltendes Leben geführt habe. Einen Luxus habe er sich aber dann doch geleistet: Er besass nicht nur in Riad, sondern auch in New York, London und in Luzern Häuser.

Zurück zu Lubna: Als sie 1983 aus den USA ins stockkonservative Saudi-Arabien zurückkehrte, bot ihr Vater Suleiman einen Top-Job in seiner Firma an. Die Tochter griff zu – zumal sie als Frau zu der Zeit kaum eine andere Chance gehabt hätte. Sie war damals die erste Frau, die bei der Olayan Financing Company arbeitete. Es sollten achtzehn Jahre verstreichen, bevor sie ihre erste Kollegin erhielt.

Sie kümmerte sich nicht nur um den weiteren Ausbau der Unternehmens, sondern versuchte auch, ihm ein feministisches Profil zu geben. Im Jahr 2004 war sie zum Beispiel die erste Frau, die in den Vorstand eines saudischen Unternehmens gewählt wurde.

Inzwischen kümmert sich Lubna Olayan nach ihrem Rückzug aus dem Tagesgeschäft des Mischkonzerns um die Zukunft des Königreichs und lässt ihre internationalen Kontakte spielen, um technischen Fortschritt in Saudi-Arabien zu ermöglichen. Erneut versucht sie sich als Pionierin – dieses Mal, um das Wüstenreich auf Innovation zu trimmen.

Corona: So gefährlich wie die Grippe

Wer während der letzten Jahre Covid-19 mit dem Influenzavirus, also der Grippe, verglich, galt als Verharmloser. Der Tenor lautete: Corona ist viel, viel gefährlicher. Die Wahrheit ist: Die Krankheiten gleichen sich praktisch wie ein Ei dem andern. Das bestätigen ausgerechnet offizielle Quellen.

Die Eidgenössische Kommission für Impffragen, geleitet vom Zürcher Medizin-Professor Christoph Berger, hat auf



Fieber, Kopfschmerzen, Husten: Mediziner Berger.

ihrer Website Fakten rund um die Grippe zusammengetragen. Das Bundesamt für Gesundheit lieferte Informationen zur Covid-19-Erkrankung. Wer die beiden Listen vergleicht, merkt schnell: alles dasselbe. Covid-19 hebt sich nirgends von einer herkömmlichen Grippe ab. Die häufigsten Symptome in beiden Fällen: Fieber, Kopfschmerzen, Husten, Schwächegefühl, Muskel- und Gelenkschmerzen. Der bei Covid-19 oft genannte Verlust des Geruchs- und des Geschmackssinns ist ebenfalls ein Merkmal der Grippe.

Das Guillain-Barré-Syndrom, eine neurologische Störung, wurde als Corona-spezifisch verkauft. Es findet sich aber auch auf der Liste der möglichen Auswirkungen der Grippe. Mögliche schwere Verläufe werden bei beiden Viren vor allem für Chronischkranke und Ältere festgestellt. Bei der Grippe kommen Säuglinge und schwangere Frauen dazu. Das einzige Unterscheidungsmerkmal zwischen Covid-19 und der Influenza ist damit der PCR-Test. Dieser ist aber bekanntermassen für diagnostische Zwecke nicht geeignet. Gut möglich also, dass auch die gute alte Grippe zu einem positiven Testresultat führte. Was erklären würde, warum sie zu Corona-Zeiten plötzlich «verschwunden» war.

Stefan Millius



Hurrikan gegen die UBS

Die neue Schweizer Superbank mit Staatsgarantie ist für die USA ein perfektes Erpressungsoffer. Der Bundesrat darf sich diesmal nicht übertölpeln lassen.

Alfred Heer

Hurrikane entstehen in den Weiten des Ozeans und gewinnen langsam, aber stetig an Kraft. Treffen sie auf Land, verwüsten sie ganze Regionen. Die Amerikaner haben Erfahrung mit Hurrikanen. Sie wissen, wo diese entstehen und wo sie ihre Spuren der Verwüstung hinterlassen werden. Doch die US-Administration weiss auch – so hat es die Vergangenheit gezeigt –, wie man einen politischen Hurrikan organisiert.

Zufall oder orchestriert?

Der Schweizer Bundesrat täte gut daran, sich ernsthaft Gedanken darüber zu machen, ob ein Hurrikan gegen die UBS am Entstehen ist. Gibt es allenfalls Anzeichen für einen perfekten Sturm gegen die neue Monsterbank? Und was kann man dagegen unternehmen? Bundesrätin Karin Keller-Sutter hat der Öffentlichkeit mitgeteilt, dass sie mit der Finanzministerin in Washington per du ist. Sie hat uns auch darüber informiert, dass die amerikanischen und britischen Behörden den Zusammenschluss, welcher notabene per Notrecht erfolgt ist, genehmigt haben. Man sollte also davon ausgehen können, dass nun Ruhe einkehren wird.

Leider ist das Gegenteil der Fall. Die UBS ist heute de facto eine Bank mit Staatsgarantie. Mindestens 209 Milliarden Franken werden durch die Schweizerische Nationalbank (SNB) und den Bund garantiert. Mit anderen Worten: Die UBS ist künftig ein ideales Erpressungsoffer.

Wer die englischsprachigen Medien verfolgt, sollte zutiefst beunruhigt sein. So hat das Department of Justice bereits am 24. März unter anderem über Bloomberg Television verlauten lassen, dass dieses eine Untersuchung gegen verschiedene Bankinstitute wegen Verstosses

gegen die Sanktionen bezüglich russischer Geschäftsleute eingeleitet hat. Bezeichnenderweise wurden hierbei nur zwei Banken namentlich genannt: die UBS und die Credit Suisse (CS). Ist dies Zufall – oder eben doch orchestriert?

Der US-Botschafter in der Schweiz hat in einem langen Interview in der NZZ bereits am 16. März erklärt, was die USA von der Schweiz bezüglich Oligarchengelder erwarten. Wir wissen aus der jüngeren Vergangenheit, wie langsam, aber wirkungsvoll Druck über die Medien aufgebaut wird, um so den Boden für härtere Sanktionen und Massnahmen zu bereiten.

Die CS verwaltet immer noch rund 33 Milliarden und die UBS 17 Milliarden Franken an Geldern, die russischen Staatsangehörigen gehören. Zusammen ergibt dies 50 Milliarden Franken. Die USA als grösster Waffenlieferant der Ukraine haben alles Interesse daran, dass ihre Waffen auch bezahlt werden. Es ist daher naheliegend, dass der Druck auf die UBS und auf die Schweiz massiv zunehmen wird.

Doch offensichtlich hat im Bundesrat noch niemand bemerkt, welch Hurrikan sich da zusammenbraut. Das Department of Justice ist in den USA ist nichts anderes als der verlängerte Arm der US-Administration. Das amerikanische Justizdepartment handelt, wenn es um die Interessen der USA im Ausland geht, nicht nach dem internationalen Recht, sondern fühlt sich den geopolitischen Interessen verpflichtet.

Es wäre an der Zeit, dass der Bundesrat aus seinen Tagträumen erwacht und eine Gegenstrategie entwickeln würde. Leider hat das Lob der US-Finanzministerin über die Rettung der CS Bundesrätin Keller-Sutter zu sehr geschmeichelt. Offensichtlich hat man in unserer Landesregierung noch nicht bemerkt, dass die

Fusion zu einer Bank mit Staatsgarantie den USA jetzt Tür und Tor öffnet, um ein Powerplay aufzuziehen, um die dort parkierten sogenannten Oligarchengelder zu sichern.

Der Bundesrat hat sich und unserem Land mit der überstürzten Übernahme der EU-Sanktionen selber sein Grab geschaufelt. Er liess sogar «Oligarchen» auf die Sanktionsliste setzen, die auf keiner US-Liste stehen. Die USA, Grossbritannien und die EU können nun mit gutem Grund behaupten, dass die Schweiz die Sanktionen mitträgt und demzufolge die sanktionierten russischen Bankkunden – ob mit Putin verhandelt oder nicht – enteignet werden müssen. Der Rechtsstaat spielt hier keine Rolle mehr. Es würde mich nicht überraschen, wenn der Bundesrat mittels Notrecht der UBS befehlen würde, die entsprechenden Konten zu schliessen und deren Inhaber zu enteignen.

Der Finanzplatz Schweiz ist durch den Zusammenbruch der Credit Suisse bereits stark angeschlagen. Würde jetzt auch noch die UBS in die Knie gezwungen, würde kein vernünftiger Investor sein Geld noch einer Schweizer Bank oder einem Schweizer Vermögensverwalter anvertrauen. Damit verbunden wäre der Verlust von weiteren Tausenden von Arbeitsplätzen sowie von massivem Steuersubstrat.

Es ist fünf vor zwölf

Der Bundesrat regiert ständig mit Notrecht, weil er nie auf eine Krise vorbereitet ist – weder auf Covid noch auf die Strommangellage, weder auf die Krise im Asylwesen noch auf den Zusammenbruch der Credit Suisse, auch wenn dieser durch unfähige Manager verursacht wurde.

Die Zeiger stehen auf fünf vor zwölf, um die Interessen der Schweiz zu wahren und den Dialog mit den USA aktiv zu führen. Wenn der Bundesrat jetzt weiter untätig bleibt, müsste er zweifellos noch ein viertes Mal innert dreier Jahre zum Notrecht greifen. Nur müssen sich die Schweizer Bürger dann langsam fragen, ob sie noch in einer Demokratie leben.

Alfred Heer ist SVP-Nationalrat und Mitglied der Geschäftsprüfungsdelegation.



Gegenstrategie? Keller-Sutter.

Deutschland verroht

Amokfahrten und Axt-Attacken sind nur noch Randnotizen.



Ich beneide Menschen, die keine Nachrichten konsumieren. Nicht zu wissen, was da draussen vor sich geht, ist ein Segen in Zeiten, in denen Leute wie ich Angst beim Blick aufs Handy haben.

Denn: Wer einen Tag die Nachrichten aus Deutschland verfolgt, kann unmöglich übersehen, dass einiges in diesem Land nicht mehr rund läuft. Allein Berlin verzeichnet in den ersten achtzig Tagen dieses Jahres 635 Messerattacken. Amokfahrten, wie die eines offenbar geistig verwirrten Mannes aus Ghana, der am vergangenen Freitag in einem Parkhaus einfach in eine Menschengruppe fuhr, werden bestenfalls noch als Randnotiz vermeldet. Genau wie die Axt-Attacke auf eine Siebzehnjährige in einem Zug bei Cottbus am selben Tag. Der alltägliche Wahnsinn scheint hier zu Hause.

Braucht es immer religiöse oder politische Motive, damit die Menschen eine Gewalttat als Terror empfinden? Manchmal reicht auch die schiere Anzahl der Taten, die aus dem Nichts geschehen, um ein Gefühl des Terrors entstehen zu lassen. Genau so empfinde ich mittlerweile.

Ich fühle mich terrorisiert. Terrorisiert dadurch, dass ich mir nicht mehr nur Gedanken über religiöse und politische Extremisten machen muss, sondern auch über eine beachtliche Anzahl von Personen, die unter dem Begriff «psychisch verwirrt» subsumiert werden. Davon, dass ich risikobehaftete Situationen nicht mehr vermeiden kann, weil quasi jede alltägliche Situation zum Risiko für Attacken auf Leib und Leben wird. Und vor allem fühle ich mich von einem gesellschaftlichen und politischen Klima

terrorisiert, das den Diskurs über die Ursachen dieses Alltagsterrors tabuisiert oder mit faden-scheinigen Ausreden daherkommt.

Eine dieser Ausreden ist, dass heute nicht mehr Taten passieren würden als früher und der Eindruck einer Zunahme von Delikten nur entstehe, weil sich die Berichterstattung und unser Nachrichtenkonsum durch das Internet verändert hätten. Die zweite Ausrede schiebt alles auf die Corona-Pandemie und besagt, dass Straftaten nur

Schmerzen haben bis jetzt nur jene, die selbst von Gewalt betroffen sind oder die Nachrichten konsumieren.

deshalb wieder zunehmen, weil die Freiheitsbeschränkungen aufgehoben wurden. Beides ist Mumpitz. Vor allem, wenn es um jene Deliktsbereiche geht, die unser Sicherheitsempfinden besonders tangieren. So ist die Gesamtkriminalität in Deutschland zwar seit Jahren rückläufig, eine wirkliche Aussagekraft über die Sicherheit im Alltag hat diese Feststellung jedoch nicht. Anders gesagt: Wenn Dieter zwar weniger Fahrräder klaut als vor fünfzehn Jahren, verrohte Gewaltdelikte wie Messerattacken jedoch exorbitant zunehmen, ist Deutschland ganz sicher nicht sicherer geworden.

Die Polizeiliche Kriminalstatistik (PKS) gibt Aufschluss: So stieg die Gewaltkriminalität 2022 im Vergleich zum Vor-Corona-Jahr 2019 um satte 8,9 Prozent. Bei der gefährlichen sowie schweren Körperverletzung sind es 8,7 Prozent, darunter 8160 Messerangriffe.

Macht im Schnitt 22 Messerattacken pro Tag. Insgesamt verzeichnet die PKS mit 5,628 Millionen Straftaten einen Anstieg um 11,5 Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Einen Corona-Effekt gibt es also durchaus, er erklärt jedoch mitnichten den Anstieg der Gewaltdelikte.

Dieser ist vielmehr woanders zu suchen: 2,093 Millionen Tatverdächtige wurden 2022 ermittelt. Von diesen hatten 783 876 keinen deutschen Pass, was 37,5 Prozent entspricht. Bei einem Anteil von Ausländern in der Gesamtbevölkerung von rund 14 Prozent ein durchaus diskussionswürdiges Ergebnis. Insgesamt nahm der Anteil der Tatverdächtigen ohne deutschen Pass binnen eines Jahres um 22,6 Prozent(!) zu. Das ist mit noch so vielen Verweisen auf die Pandemie nicht zu erklären.

Es ist, wie es ist: Mit der Migration kam der Anstieg der Gewaltkriminalität. Rechnet man mit ein, dass unter den gut 1,3 Millionen deutschen Tatverdächtigen nicht wenige ebenfalls über einen Migrationshintergrund verfügen, kommt man nicht umhin, festzustellen, dass es sich früher in der Bundesrepublik ohne völlig fehlgeleitete Migration deutlich entspannter leben liess.

Es muss wohl erst richtig weh tun, bevor es besser wird. Doch Schmerzen haben bis jetzt nur jene, die selbst von Gewalt betroffen sind oder die täglich Nachrichten konsumieren. Womit wir wieder bei denjenigen sind, die einfach alles ausblenden, damit es ihnen besser geht.

Unwissenheit ist ein Segen – zumindest für den Einzelnen. Für den Rest der Gesellschaft bedeutet es die Perpetuierung der Gewalt.

Kanton Kosmopolis bekommt Platzangst

Genf gibt sich gerne weltoffen. Doch das Verhältnis zum Nachbarn Frankreich ist belastet. Mittlerweile kommen täglich 100 000 Grenzgänger in die Stadt.

Christophe Büchi

Im April finden in Genf die Kantonalwahlen statt, und zwar in zwei Etappen: Zuerst wird das Parlament gewählt, dann erst die Regierung. Dies ist eine Besonderheit des genferischen Wahlsystems. Eine andere besteht darin, dass es für den Einzug ins Kantonsparlament mindestens 7 Prozent Wählerstimmen braucht – eine Guillotine, die manche Kleinpartei schon Kopf und Kragen gekostet hat.

Zurzeit stellen die Bürgerlichen im Parlament eine knappe Mehrheit, sofern sie den Sukkurs des Mouvement citoyens genevois (MCG) erhalten, das vor allem gegen Immigration und Grenzgänger antritt, gleichzeitig aber oft soziale Positionen bezieht; Rot-Grün hält dagegen in der Regierung die Mehrheit mit vier von sieben Sitzen. Dieses instabile Gleichgewicht könnte diesmal auf die eine oder andere Seite kippen. Die extreme Linke, die bisher zu Genf gehörte wie der Springbrunnen und die Escalade, dürfte aus dem Parlament verschwinden. Obwohl sie unter dem schönen Namen «Ensemble à gauche» (Zusammen nach links) antritt, hat sie es fertiggebracht, sich in zwei getrennte Listen aufzuspalten. Dieses Sektierertum könnte zur Folge haben, dass beide Gruppierungen das Quorum verfehlen, ohne dass die SP und die Grünen davon profitierten.

Politiker wechseln den Klub

Aber auch auf der bürgerlichen Seite gibt es ein grösseres Gerangel, weil der frühere FDP-Staatsrat Pierre Maudet, der wegen einer dummen Reise nach Abu Dhabi zurücktreten musste, jetzt mit einer eigenen Liste ein Comeback versucht. Und da auch die Grünliberalen um die Gunst der bürgerlichen Wähler buhlen, besteht hier ebenfalls die Gefahr, dass man sich gegenseitig das Wasser abgräbt.

Was alles noch unübersehbarer macht, ist die Tatsache, dass es im Vorfeld der Genfer Kantonalwahlen ähnlich wie im Fussball zu einem «Mercato» kam, bei dem gewisse Spieler überraschend den Klub wechselten. Dabei bekamen vor allem die SVP und das MCG Zu-

zug. So treten der frühere liberale Nationalrat Charles Poncet und der vormalige CVP-Grossrat Guy Mettan diesmal für die SVP an, während der Starchirurg Philippe Morel, der vormals in der CVP politisierte, für das MCG ins Rennen steigt.

All dies macht die Genfer Wahlen zu einem Hickhack mit unvorhersehbarem Ausgang.

Vieles hängt jetzt davon ab, welche Themen den Wahlkampf dominieren. Derzeit sieht es ganz danach aus, dass das komplizierte Verhältnis des Kantons Genf zur französischen Grenzregion und besonders der Dauerbrenner «Grenzgänger» erneut zu den zentralen Themen gehören. Pünktlich auf die Wahlen hat das MCG eine kantonale Initiative lanciert, mit der



Wohlstandsinsel in einer geschädigten Region.

es besonders die Einstellung von Grenzgängern durch den Kanton einschränken will und die offenbar viel Unterstützung findet.

Das hat auch damit zu tun, dass bei den Grenzgängern eine symbolische Marke überschritten wurde: 2022 hat der Kanton erstmals mehr als 100 000 – genau: 104 357 – Arbeitsbewilligungen für Grenzgänger ausgegeben, was einem Zuwachs von 7 Prozent gegenüber dem Vorjahr entspricht. Damit hat sich die Zahl der Menschen, die täglich über die Grenze nach Genf zur Arbeit fahren, innerhalb von zwanzig Jahren verdreifacht.

Diese erstaunliche Zahl sorgt in Genf für Diskussionen ohne Ende. Einerseits ist man natürlich froh, dass beispielsweise Spitalpersonal oder Apotheker aus Frankreich die fehlenden einheimischen Arbeitskräfte ersetzen. Aber da gleichzeitig die Arbeitslosenquote im Kanton Genf – zumindest für Schweizer Verhältnisse – stabil hoch ist, liegt die Vermutung nahe, ein Teil der Grenzgänger verdränge die einheimischen Arbeitskräfte. Nun wird ein Verdrängungseffekt von offizieller Seite immer wieder verneint oder

kleingeredet. Dennoch sorgt er für böses Blut: Kaum ein Genfer, der nicht erzählen könnte, wie jemand im nahen Umfeld wegen der *frontaliers* die Stelle verloren habe.

Was für die einen ein Ärgernis ist, ist für die Kantonsexekutive jedoch eine gute Nachricht. Die kantonale Wirtschaftsdirektorin, die Grüne Fabienne Fischer, erklärt, die ansteigende Zahl der Grenzgänger sei ein Beweis für die Gesundheit der Genfer Wirtschaft, die die Covid-Pandemie definitiv hinter sich gelassen habe. Mit bemerkenswerter Konstanz wird von offizieller Seite auch versichert, es gebe keine Korrelation zwischen der Zahl der Grenzgänger und jener der Arbeitslosen. Das Problem bestehe darin, dass die Arbeitssuchenden nicht das Profil aufwiesen, das für die offenen Stellen gesucht werde.

Leben im Wohnwagen

Und dennoch besteht in Genf zumindest in einem Punkt Übereinstimmung, darin nämlich, dass dieser Anstieg mit einem beträchtlichen Preis verbunden sei. Da die meisten Grenzgänger mit dem Auto zur Arbeit fahren, rollt jeden Morgen eine Autolawine nach Genf und jeden Abend wieder aus Genf heraus. Zwar haben der Kanton Genf und die Eidgenossenschaft Riesensummen in die neue grenzüberschreitende Bahn (CEVA) zwischen Genf und Annemasse investiert, die kurz vor dem Ausbruch der Pandemie und mitten in einem französischen Eisenbahnerstreik eingeweiht worden ist. Aber eine Verlagerung auf die Schiene hat bisher nur beschränkt stattgefunden.

Der Grenzverkehr stellt aber nicht nur Genf vor grosse Probleme, sondern auch die französischen Grenzregionen. Die guten Schweizer Löhne der Grenzgänger sorgen für Neid und setzen die Betriebe im französischen Grenzgebiet unter Druck. Zudem verlieren die französischen Grenzgebiete wichtige Arbeitskräfte, beispielsweise im Gesundheitssektor, die dann vor Ort fehlen.

Dass die Grenzgänger zudem von immer weiter her zuziehen, verstärkt noch den Druck auf den Wohnungsmarkt im Grenzgebiet. Gewisse *frontaliers* leben im Wohnwagen: Auch dies ist nicht immer populär. Überdies lassen sich auch immer mehr AOC-Genfer in der *France voisine* nieder, was die Miet- und Grundstückspreise ebenfalls nach oben drückt. Und dann ist da noch eine andere Merkwürdigkeit, von der man weniger spricht: Ein Teil der Genfer, die in Frankreich wohnen, fahren ihrerseits nach Genf zur Arbeit, was den Grenzverkehr noch verstärkt.

Dass die Debatten um die Grenzgänger in Genf mit einer Vehemenz geführt werden, die es etwa in der Region Basel kaum gibt, hat aber nicht nur mit der schieren Grösse des Phänomens zu tun, sondern auch damit, was man etwas vage als regionale Kultur oder Mentalität

bezeichnen könnte. Sagen wir es holzschnittartig so: Die Genfer haben nie wirklich gelernt, in ihren Nachbarn Verbündete statt Rivalen zu sehen. Genf ist zwar der weltoffene Kanton par excellence – «Kanton Kosmopolis» hat Fritz René Allemann ihn in seinem Buch «26mal die Schweiz» so schön genannt. Aber wenn die *Cité de Calvin* der weiten Welt nahesteht, steht sie der nahen Welt eher fern. Dieses Genfer Paradox hängt mit der Geschichte zusammen. Diese hat zwischen Genf und dem Genfer Umland einen tiefen – politischen, konfessionellen, später auch ökonomischen – Graben gezogen. Und die seit Jahrzehnten beidseitig unternommenen Versuche, diesen Graben zu überwinden, sind bisher nur sehr beschränkt erfolgreich gewesen.

Genf gehört eigentlich von seiner Lage her zu Savoyen. Die Stadt am Ausfluss der Rhone aus dem *lac Léman* bildete ursprünglich das Zentrum einer Region, die neben dem heutigen Kantonsgebiet auch weit ins französische Grenzgebiet ausgreift. Dies veranschaulicht auch die Tatsache, dass in Genf im Mittelalter und bis ins 18. Jahrhundert ein mit den savoyischen Dialekten eng verwandtes Patois

Immer mehr AOC-Genfer lassen sich in der «France voisine» nieder, was die Preise ebenfalls nach oben drückt.

gesprochen wurde (das Französische aus der Ile-de-France setzte sich erst nach und nach als Hoch- und Umgangssprache durch). Und dies zeigt sich auch darin, dass dem Genfer Bischof, der im Mittelalter sowohl ein geistlicher Führer wie auch weltlicher Herrscher war, ein Gebiet unterstand, das weit über die jetzigen Landesgrenzen hinausreichte.

Die Handelsstadt Genf, die für ihre Messen berühmt war, lebte lange in Symbiose mit ihrem Umland. Dies änderte sich Ende des 15. Jahrhunderts, als die Grafen (später: Herzöge) von Savoyen, die über einen Grossteil des Landes nördlich und südlich des *lac Léman* herrschten, mit immer drastischeren Methoden anstrebten, Genf unter ihre Kontrolle zu bringen. Zudem versuchte der König von Frankreich nicht ohne Erfolg, der Handelsstadt Genf das Wasser abzugraben und zu seiner Stadt Lyon umzulenken. Vor dieser doppelten Bedrohung wandte sich Genfs Bürgerschaft immer mehr der Eidgenossenschaft zu, die nach den Burgunderkriegen zu einem wichtigen Mitspieler in der Region wurde. Die mit den Schweizern sympathisierenden Genfer Bürger, die «Eidguenots», begannen, den Sympathisanten Savoyens Paroli zu bieten. Mit Hilfe der Eidgenossen verteidigten sie ihre Unabhängigkeit gegenüber den Grafen von Savoyen und vertrieben 1533 ihren Fürstbischof.

Die grosse Zeitenwende kam 1536, als sich die Genfer unter eidgenössischem und vor allem



Eine Fehde zweier «bester Freunde» erschüttert die Republik: Pierre Maudet und Olivier Jornot bescheren Genf eine weitere Staatsaffäre

Der 13. Dezember 2019 ist ein schwarzer Tag für die Genfer Republik. Simon Brandt muss an diesem Freitag früh aus den Federn. Er, ein diskreter, aufstrebender Politiker, Mitglied der staatstragenden FDP, gilt als Vertrauter von Staatsrat Pierre Maudet und will Stadtpräsident werden. In einer spektakulären Aktion wird er von einem Grossaufgebot der Polizei festgenommen und in Handschellen abgeführt. Er muss sich ausziehen und eine demütigende Leibesvisitation über sich ergehen lassen. Jede Körperöffnung, so der Marschbefehl, sei zu untersuchen. Gezeichnet: Generalstaatsanwalt Olivier Jornot.

Das Vorgehen spottete jeglicher Verhältnismässigkeit: Simon Brandt, der bei der Stadtpolizei arbeitet, wurde verdächtigt, das Amtsgeheimnis verletzt zu haben. Es ging um die Spesenaffäre der städtischen Exekutive, die Genf zur nationalen Lachnummer gemacht hatte. Köpfe rollten. Jornot verdächtigte Brandt, sich widerrechtlich Zugang zu Polizeiakten verschafft zu haben – um sie weiterzugeben. Ob Jornot wirklich jemals an diesen Verdacht glaubte, bleibt sein Geheimnis. Die Öffentlichkeit aber weiss seit ein paar Tagen: Für Brandt interessierte er sich keineswegs wegen der Spesenaffäre.

Stundenlang musste Brandt in seiner Zelle ausharren. Erst am späteren Nach-

mittag begann das Verhör, und es konzentrierte sich auf – Maudet. Zu diesem Zeitpunkt wussten Jornot und der Beamte, der das Verhör führte, dass Brandt unschuldig war. Er hatte die unterstellten Straftaten nicht begangen, so wie die ganze Untersuchung wegen der Spesenaffäre später abgebrochen werden musste. Sie war ein Nebenschauplatz von Jornots Fehde mit Parteikollege Maudet.

Staatsrat Maudet war damals in eine eigene Affäre verwickelt. Es ging um eine bezahlte Reise nach Abu Dhabi im Jahr 2015. Die Folgen sind bekannt: Die FDP warf ihn raus, das Volk wählte ihn ab. Inzwischen arbeitet Maudet als Unabhängiger an seinem Comeback. Gut möglich, dass er wieder in den Staatsrat einziehen wird. Damals aber, im Dezember 2019, klammerte er sich an sein Amt. Generalstaatsanwalt Jornot hoffte, aus dem Maudet-Vertrauten Brandt belastendes Material herauspressen zu können.

Jornot, muss man wissen, ist in Genf der allmächtige Herrscher über Polizei und Justiz – für die Maudet als Staatsrat zuständig war. Die beiden Freisinnigen führten zusammen den – weitgehend rhetorischen – Kampf gegen das Verbrechen. Doch über diese Allianz zweier «bester Freunde» hinaus blieben die beiden FDP-Amtsträger noch bessere Rivalen in Partei und Republik. Sie können sich schlicht nicht ausstehen. Im Psychodrama um Aufstieg und Fall des

Pierre Maudet spielte auch die nie richtig verdaute Fusion von Liberalen und Radikalen (Freisinn) eine wichtige Rolle. Maudet steht der Wirtschaft nahe, die FDP den Beamten.

Als man Brandt im Dezember 2019 zwei Tage nach dem Verhör das Handy zurückgab, waren die zwischen ihm und Maudet ausgetauschten Nachrichten gelöscht – sie hätten wohl beide entlastet. Als gebrochener Mann wurde Brandt in der Nacht entlassen: Das «Téléjournal» hatte von seiner Verhaftung berichtet.

Es waren nun nicht die Genfer Traditionsmedien, die den Skandal aufdeckten. Der *Blick*, den es inzwischen auch auf Französisch gibt, veröffentlichte zahlreiche Details. Auch eine parlamentarische Untersuchungskommission blieb nicht untätig. Im Lokalfernsehen erzählte der sichtlich gezeichnete Brandt, was ihm im Dezember 2019 widerfuhr. Seine Klage ist beim Bundesgericht hängig. Im Parlament wird der Rücktritt von Jornot gefordert, dem Staatsanwalt einer «Bananenrepublik», wie es ein Abgeordneter formulierte.

Etwas seltsam ist der Zeitpunkt: Im April wählt der Kanton sein Parlament und seine Regierung. Maudet versucht ein Comeback in der Politik und hat laut Umfragen gute Chancen. Seine Liste «Freiheit und soziale Gerechtigkeit» schwächt die Freisinnigen – und damit Jornot. *Jürg Altwegg*



Psychodrama: Politiker Maudet.



Gebrochener Mann: Polizist Brandt.



«Bananenrepublik»: Staatsanwalt Jornot.

bernischem Einfluss für die Reformation entschieden. Dieses epochale Ereignis, das zwar Genfs Ruhm begründen sollte, führte aber auch zu einem endgültigen Bruch mit Savoyen und mit dem katholisch gebliebenen Umland. Während Genf zu einem Zufluchtsort für reformierte Glaubensflüchtlinge wurde, igelte sich das «protestantische Rom» buchstäblich ein. Die Vorstädte wurden abgebrochen und um die Stadt Genf eine Befestigungsmauer errichtet, deren Grundriss an eine Vauban-Festung oder eben an einen Igel erinnert. Der reformierte Stadtstaat Genf sah sich fortan als eine belagerte und von Feindesland umzingelte Festung, die permanent ihre von finsternen Papisten bedrohte Unabhängigkeit verteidigen musste.

Signal für den erfolgreichen Kampf

Und dies war nicht nur ein Hirngespinnst, wie die *Escalade* vom Dezember 1602 bewies, bei der die Herzöge von Savoyen den letzten gescheiterten Versuch unternahmen, die Ketzerstadt in ihren Besitz zu nehmen. Die savoyischen Söldnertruppen hatten bereits die Leitern an die Stadtmauern gelegt, als der Legende nach eine Genfer Matrone darauf aufmerksam wurde und den heraufkletternden Angreifern einen

Das Bewusstsein, dass Genfs Souveränität gegen Savoyen erkämpft wurde, steckt tief in den Köpfen.

Topf siedender Suppe über den Kopf leerte, was das Signal für den erfolgreichen Verteidigungskampf gab. Jedes Jahr feiern die Genfer seither den siegreichen Abwehrkampf gegen die *Savoyards* mit einem gewaltigen Umzug.

Diese Vorgänge prägen das Genfer Selbstverständnis bis heute. Das Bewusstsein, dass Genfs Souveränität gegen die savoyischen Nachbarn erkämpft werden musste, steckt tiefer in den Köpfen, als man angesichts der heutigen Geschichtsunkenntnis annehmen könnte. Eine wahre Anekdote hierzu: Ein Bekannter erzählte mir, dass seine kleine Tochter in Genf beinahe von einem Automobilisten mit französischem Nummernschild angefahren wurde. Das erschrockene Mädchen, das in der Schule die *Escalade* durchgenommen hatte, fragte: «War das jetzt ein *Savoyard*?»

Von seinem Umland abgeschnitten und von engen Mauern eingeschnürt, wuchs Genf in die Höhe statt in die Breite. Als der französische König 1685 das Toleranz-Edikt von Nantes aufhob und die reformierten Hugenotten massenweise das Königreich verliessen, nahm Genf eine grosse Zahl der Glaubensflüchtlinge auf. Dies führte zu einem schlagartigen Bevölkerungsanstieg und zu einer Wohnungsnot, die, wie man heute sagen würde, durch «Verdichtung» aufgefangen wurde, das heisst durch Aufstockung der Altstadt Häuser.

Nach der französischen Revolution wurde Genf 1798 von Frankreichs Truppen besetzt und zur französischen *préfecture* degradiert. Aber das Misstrauen zwischen der reformierten Stadt und dem katholischen Umland blieb unüberwindbar. Ende Dezember 1813, nach der von Napoleon verlorenen Völkerschlacht bei Leipzig, zogen die Franzosen ab. Die Genfer machten hinter ihnen das Stadttor zu und proklamierten erneut ihre Unabhängigkeit. Damit war Genf wieder zu einem vom Umland abgeschnittenen Stadtstaat geworden.

Doch bei den Siegermächten wie auch in der einheimischen Elite setzte sich jetzt die Überzeugung durch, dass sich Genf nur durch einen Anschluss an die Eidgenossenschaft langfristig dem Zugriff Frankreichs entziehen könne. 1814 erklärte sich die eidgenössische Tagsatzung zur Aufnahme Genfs als Schweizer Kanton bereit, und der Wiener Kongress sprach sein Segenswort. 1815 trat der Kanton Genf dem Bund bei. Dabei wurden einige französische Gemeinden zu Genf geschlagen, damit der neue Kanton nicht zur Exklave wird, sondern über einen Landkorridor mit der Waadt und der übrigen Schweiz verbunden bleibt. Zudem wurde das Kantonsgebiet arrondiert und hierzu eine Reihe von Königreich Piemont-Sardinien gehörigen Gemeinden, darunter das Städtchen Carouge, ebenfalls dem neuen Kanton zugesprochen.

Jedoch wurde die Arrondierung auf ein Minimum beschränkt, da die reformierte Genfer Elite vermeiden wollte, dass der Kanton eine zu grosse katholische Bevölkerungsminderheit integrieren musste. Die Folge war, dass der neue Kanton nur einen Teil des Talbeckens westlich der Stadt Genf bekam und die Grenzen sogar da und dort ein Gemeindegebiet durchtrennte. Allerdings wurde ein Teil des Grenzgebiets zur Zollfreizone erklärt, um die Versorgung des Kantons sicherzustellen.

«Syndrom der umzingelten Festung»

Was die Sache noch heikler machte: Bis 1860 grenzte der Kanton Genf grösstenteils an das (aus dem Herzogtum Savoyen hervorgegangene) Königreich Piemont-Sardinien, teils auch an Frankreich. Doch dann trat der König von Piemont-Sardinien, der neu die Krone des Königreichs Italien trug, das ganze französischsprachige Stammland Savoyen wie auch Nizza an Frankreich ab – als Dank für die Waffenhilfe gegen Österreich. Nun hatte Genf nicht mehr zwei Nachbarn, sondern einen einzigen, und erst noch einen sehr dominanten. Seither teilt Genf 120 Kilometer Grenze mit Frankreich und nur 4,5 Kilometer mit der Waadt und der übrigen Schweiz: eine exponierte Lage, die das Genfer «Syndrom der umzingelten Festung» noch verstärkt.

Diese Abschottungshaltung bestimmt bis heute das Verhältnis vieler Genfer zur französischen Nachbarschaft. Verstärkt wird sie durch

ein kontinuierlich wachsendes Wohlstandsgefälle zwischen dem Kanton und der Umgebung. Der gewaltige Boom auf dem Finanzplatz Genf, die Schwäche der französischen Wirtschaft und der Wertverlust des Euro gegenüber dem Schweizer Franken haben dieses Gefälle in den letzten Jahren noch stark vergrössert. Die Zunahme des Grenzgängerverkehrs ist nur eine Folge davon.

Und so lange dieses Wohlstandsgefälle bleibt, wird es schwerfallen, den Grenzverkehr substantiell zu verringern. Bereits sprechen Ökonomen von einer Verdoppelung der Grenzgänger bis zum Jahr 2035, da der kantonalen Wirtschaft wegen des Wegfalls der Babyboomer immer weniger einheimische Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Letzten Endes lässt sich das Problem wohl nur dann lösen, wenn sich der Boom in Genf etwa wegen einer Bankenkrise stark abflacht und/oder die französische Wirtschaft sich kräftig erholt. So lange aber Genf eine Wohlstandsinsel in einer geschädigten Region bleibt, hat das «Syndrom der umzingelten Festung» noch viele Jahre vor sich.

Christophe Büchi, ehemaliger Westschweiz-Korrespondent von *Weltwoche* und *NZZ*, ist Autor des Standardwerks «Röstigraben. Das Verhältnis zwischen deutscher und welscher Schweiz» (*NZZ Libro*).



48grams

★★★★★
«Die beste Anti-Aging-Maske, die ich je probiert habe»
- Margret (48)

48grams - das ist revolutionäre Naturkosmetik aus Mallorca! Die Verbindung aus exklusiven Inhaltsstoffen und innovativen Engineering.

Faltenfrei dank Mikro-Hyaluron Maske
Das Geheimnis ist die Biomenbran - ein natürliches Hautstruktur-Imitat. Zusammen mit Hyaluron und Aloe entsteht der schnelle Rest- und Repair-Effekt.

www.48grams.ch

VEGAN PRODUCT, SUSTAINABLE PRODUCT, BIONIC TECHNOLOGY, TRUSTED PRODUCT

Lehren aus dem Crash

Frieden und Zusammenarbeit sind die besten Mittel gegen wirtschaftliche Risiken. Wir sollten die Diplomatie als Instrument zur Vermeidung von Bankenkrisen nutzen.

Jeffrey Sachs

Die Bankenkrise, die Anfang März im Silicon Valley begann, hat sich schnell und weit verbreitet. Mit Schauern erinnern wir uns an zwei Finanzkrisen der jüngeren Vergangenheit: die asiatische Finanzkrise von 1997, die zu einer tiefen Rezession in Asien führte, und die grosse Rezession von 2008, die zu einem weltweiten Abschwung führte. Die neue Bankenkrise trifft eine Weltwirtschaft, die bereits durch die Pandemie, den Ukraine-Krieg, die westlichen Sanktionen gegen Russland, die Spannungen zwischen den USA und China und die Klimaschocks gestört ist.

Die Wurzel der ausbrechenden Bankenkrise ist die Straffung der Geldpolitik durch die amerikanische Zentralbank, das Federal Reserve System (Fed), sowie durch die Europäische Zentralbank (EZB) nach Jahren. In den letzten Jahren hielten sowohl das Fed als auch die EZB die Zinssätze nahe null und überschwemmten die Wirtschaft mit Liquidität, insbesondere als Reaktion auf die Pandemie. Das lockere Geld führte im Jahr 2022 zu einer Inflation. Beide Zentralbanken erhöhen nun die Zinsen, um die Inflation zu bekämpfen.

Weitere Banken werden folgen

Banken nehmen kurzfristige Einlagen entgegen und verwenden diese für langfristige Investitionen. Die Banken zahlen Zinsen für die Einlagen und streben höhere Renditen für die langfristigen Anlagen an. Wenn die Zentralbanken die kurzfristigen Zinssätze anheben, können die Einlagenzinsen die Erträge aus langfristigen Anlagen übersteigen. In dem Fall sinken die Erträge und das Kapital der Banken. Die Banken müssen sich womöglich mehr Kapital beschaffen, um funktionsfähig zu bleiben. Im Extremfall können Banken zusammenbrechen.

Selbst eine solvente Bank kann scheitern, wenn die Einleger in Panik geraten und plötzlich versuchen, ihre Einlagen abzuheben, was als *bank run* bekannt ist. Jeder Einleger versucht, seine Einlagen vor den anderen Einlegern abzuheben. Da die Vermögenswerte der Bank in langfristigen Anlagen gebunden sind, fehlt der

Bank die Liquidität, um die in Panik geratenen Einleger mit Bargeld zu versorgen. Die Silicon Valley Bank wurde Opfer eines solchen *bank runs* und rasch von der US-Regierung übernommen.

Die weitaus bedeutendere Credit Suisse war bald darauf das nächste Opfer. Und sie dürfte nicht die letzte Bank sein, die untergeht. Denn der Verkauf der Credit Suisse hat die Märkte nicht etwa beruhigt, sondern die Panik eher noch verstärkt. Ein Grund dafür ist, dass die Schweizer Behörden die Credit Suisse gezwungen haben, einen Teil ihrer Anleiheschulden auf null abzuschreiben. Diese Abschreibung von Anleihen könnte einen weiteren Ansturm auf andere gefährdete Banken auslösen.

Künftige *bank runs* können vermieden oder begrenzt werden, wenn die Zentralbanken den betroffenen Banken reichlich Liquidität zur Verfügung stellen. Durch die Vergabe von Notkrediten werden jedoch die Bemühungen der Zentralbanken zur Inflationskontrolle teilweise zunichtegemacht. Die Zentralbanken befinden sich also in einer Zwickmühle. Indem sie die Zinssätze nach oben treiben, machen sie einen *bank run* wahrscheinlicher. Wenn sie die Zinssätze zu niedrig halten, wird der Inflationsdruck wahrscheinlich bestehen bleiben.

Die Zentralbanken werden darum versuchen, beides zu erreichen: höhere Zinssätze und bei Bedarf Notliquidität. Das ist grundsätzlich der richtige Ansatz, aber er ist mit hohen Kosten verbunden. Die Volkswirtschaften der USA und Europas befanden sich bereits in einer Stagflation: hohe Inflation und verlangsamtes Wachstum. Die Bankenkrise wird die Stagflation verschlimmern und die USA und Europa möglicherweise in eine Rezession stürzen.

Ein Teil des Stagflationsdrucks ist die Folge der Covid-Pandemie, die die Zentralbanken dazu veranlasste, im Jahr 2020 massiv Liquidität zu pumpen, was zu einem Anstieg der Inflation im Jahr 2022 führte. Ein Teil der Stagflation ist die Folge von Schocks, die durch den langfristigen Klimawandel verursacht werden. Die Klimaschocks könnten sich in den nächsten Jahren schnell verschärfen, wenn sich im Pazifik ein

neuer El Niño entwickelt, was nach Ansicht der Wissenschaftler immer wahrscheinlicher wird.

Die Stagflation wurde jedoch auch durch die wirtschaftlichen Störungen infolge des Ukraine-Kriegs, die Sanktionen der USA und der EU gegen Russland sowie die zunehmenden geopolitischen Spannungen zwischen den USA und China verschärft. Diese geopolitischen Faktoren haben sich auf die globalen Lieferketten ausgewirkt, die Kosten und Preise in die Höhe getrieben und die Produktion gebremst. Der

Der Verkauf der Credit Suisse hat die Märkte nicht beruhigt, sondern die Panik verstärkt.

Versuch der USA, China den Zugang zu hochwertigen Halbleitern zu verwehren, wird mit ziemlicher Sicherheit scheitern, da China seine eigenen hochmodernen technologischen Kapazitäten rasch aufrüstet. Dennoch werden die einseitigen Massnahmen der USA den Handel in den kommenden Jahren erheblich stören und kostensparende Investitionen behindern.

Spannungen zwischen USA und China

Wir sollten daher die Diplomatie als ein wichtiges makroökonomisches Instrument betrachten. Wenn die Diplomatie genutzt wird, um den Ukraine-Krieg zu beenden, die kostspieligen Sanktionen gegen Russland auslaufen zu lassen und die Spannungen zwischen den USA und China abzubauen, wird die Welt nicht nur viel sicherer, sondern auch die Stagflation wird gelindert. Frieden und Zusammenarbeit sind die besten Mittel gegen steigende wirtschaftliche Risiken. Da die Weltwirtschaft durch eine wachsende Finanzkrise destabilisiert ist, wird die Beendigung der geopolitischen Konflikte zu einer immer dringlicheren globalen Aufgabe. Die G-20 sollte sich nicht nur mit der Finanzkrise befassen, sondern auch die USA und Russland drängen, den Konflikt in der Ukraine zu beenden.

Jeffrey Sachs ist Professor für nachhaltige Entwicklung an der Columbia University und hat als Sonderberater für drei Uno-Generalsekretäre gearbeitet.

Obsession mit «alten Rollenbildern»

Wenn man Frauen sagt, wie sie glücklich sein sollen, ist das eine neue Art der Bevormundung.



In Politik, Medien und Soziologie erfreut sich der Begriff «alte Rollenbilder» einer populären Verwendung, in allen Varianten: «gesellschaftliche Normen», «alte Rollenmuster», «internalisierte Rollenbilder», «Rollen-erwartungen». Er wird gerne als Erklärung herangezogen, wenn Frauen Entscheide treffen, Dinge denken oder tun, die ihnen (vermeintlich) nicht zugutekommen. Oder die man in progressiven Kreisen als falsch empfindet.

Neulich las ich, dass Frauen, die mehr verdienen als ihr Lebenspartner, deutlich unzufriedener seien als solche, die das kleinere Gehalt haben. Laut einer Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung für die *Faz* bewerten Frauen in Partnerschaft ihr Leben am besten, wenn sie weniger verdienen als ihr Mann oder ungefähr gleich viel. Untersuchungen aus den USA zeigen dasselbe Phänomen, genauso wie in Schweden.

Ich las von Studien, die besagen, dass Frauen, die sich für das traditionelle Familienmodell entscheiden (sie: Hausfrau-Mutter, er: Versorger), ihr Glücksempfinden insgesamt als höher bewerten als jene, die das moderne Modell leben.

Das Interessante: Als Erklärung dieser Befunde ziehen praktisch alle Autoren und Experten die alten Rollenbilder heran; es liege eben an den von den Eltern vorgelebten Rollenbildern, diese liessen sich nur schwer überwinden, oder an den «gesellschaftlichen Normen».

Ein Stück weit stimmt das gewiss. Unbewusst handeln wir aufgrund von Rollenmustern, die wir wahrgenommen und die sich in uns von früh an manifestiert haben. Aber massgeblichen Ein-

fluss auf Entscheide oder Gefühle im Leben eines Erwachsenen haben nicht externe Einflüsse, sondern vielmehr persönliche Erfahrungen und Bedürfnisse.

Indem man sämtliche Entscheide, die nicht ins gängige Bild der modernen Frau passen, mit alten Rollenbildern oder einer gesellschaftlichen Erwartung rechtfertigt, vermittelt man den Eindruck, Frauen seien ferngesteuerte Wesen, nicht fähig, eigenständig zu denken und eigene Ent-

Und dann, auweia, stellt man fest, dass die unbegrenzten Möglichkeiten Frauen gar nicht so glücklich machen.

scheide zu treffen, sei es aus Eigennutz, Kalkül oder einfach, weil sie es so wollen. Und vor allem vermittelt man, dass Frauen nicht in der Lage seien, sich von alten Rollenbildern zu lösen.

Du bist dreissig, top ausgebildet, ehrgeizig, willst ein Unternehmen leiten, weil aber die Mutter Hausfrau war und der Vater Alleinversorger, lässt du dich davon abbringen? Du willst Vollzeitmutter sein, nicht weil es dich am allerglücklichsten macht, sondern weil das eine «Rollenerwartung» ist, im Jahr 2023? Also bitte. Das ist wirklich amüsant. Mit der permanenten Rollenbilder-Argumentation entbindet man uns auch der Verantwortung über die eigenen Entscheide – und *guess what*: Auch Frauen treffen falsche Entscheide. Und erklärt uns stattdessen, warum und womit wir glücklich sind. Entschuldigung, aber das ist einfach nur eine neue Art der Bevormundung. Natürlich schreibt

uns niemand vor, wie wir zu leben haben. Aber mit der Rollenbilder-Rhetorik wird Druck aufgebaut. Subtext: Lebst du als Frau so, empfindest du so, dann ist das nicht modern!

Die moderne Familienpolitik lässt nichts unversucht, um Frauen in ihren Karrieren zu fördern, sie redet uns ein, die Doppelrolle Mutter und Karrierefrau sei erstrebenswert, das traditionelle Modell tue uns nicht gut. Und dann, auweia, stellen Untersuchungen fest, dass all die Führungspositionen, die unbegrenzten Möglichkeiten am Arbeitsmarkt, das «Having it all»-Prinzip Frauen im Grossen und Ganzen gar nicht so glücklich machen. Und verantwortlich sind? Die alten Rollenbilder! Sie funktionieren wie ein Joker. Man kann sich ihrer auch einfach bedienen, um die eigene Agenda voranzutreiben: «Wir müssen in diese Richtung weitermachen. Denn eigentlich wären Frauen ja andersrum glücklicher, würde man sie nur seit Generationen anders erziehen.»

Ich weiss nicht, welches System Menschen zufriedener macht. Ich bin weder Hausfrau noch Mutter und lebe glücklich. Blicke ich mich um, sehe ich, dass das traditionelle Familienmodell nicht das dümmste ist, und sowieso, neuere Lebensmodelle müssen erst noch beweisen, dass sie besser sind. Das wäre ja auch etwas, das man in Rollenaufbrecher-Kreisen wenigstens in Betracht ziehen könnte, statt alte Muster per se als problematisch zu ver-teufeln. Aber das wäre wohl unpassend, weil es die eigene Gesinnung zu relativieren droht.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Verwöhnte Kinder

Nr. 12 – «Schurkenstaat»
Editorial von Roger Köppel

Bundesrätin Karin Keller-Sutter, Nationalbank-Chef Thomas Jordan, die Finma und die Führungscrew der Credit Suisse: Sämtliche Protagonisten sind derselben Schnittmenge zuzuordnen. Sie stammen aus einem epochalen Zeitfenster, das vom grössten je erlebten Wohlstand geprägt war. Alle Akteure sind ohne Ausnahme Wohlstandsgeschädigte der Hochkonjunktur. Ob der Verkauf der Credit Suisse, die Verschrottung der Neutralität, die Migrationsohnmacht oder das devote Verhalten dem Ausland gegenüber: Diese verwöhnten Kinder haben nie gelernt, Widerstände zu überwinden, geschweige denn, Probleme zu lösen. Was ihnen bleibt, ist der Weg des geringsten Widerstandes. Wir haben es hier mit einem Generationsproblem zu tun: Rückgrat? Fehlanzeige.

Bastian Oldhouse, Meisberg

Pionierarbeit

Nr. 12 – «Der Untergang» – Beat Gygi und Hans Kaufmann über das Ende der Credit Suisse

Im Nachgang zur Übernahme brandet unserem vormaligen Finanzminister masslose und laute Kritik entgegen, dass sein Departement und insbesondere die Finma versagt haben. Diese Kritik gilt es kategorisch zurückzuweisen. Das Geschäft der Credit Suisse (Schweiz) AG in der Schweiz ist kerngesund. Die Bank wurde wiederholt von *Euro-money* und anderen massgebenden Finanzfachschriften als «Beste Bank der Schweiz» betitelt. Das von der Investment-Bank (Cre-

dit Suisse) in der Schweiz betriebene Kapitalmarktgeschäft ist ebenfalls tadellos und ohne Makel. Nach Etablierung der Fatca-Regulierung war der schweizerische Kapitalmarkt für amerikanische Unternehmen nicht mehr zugänglich. Der Credit Suisse in der Schweiz ist es zu verdanken, dass ihnen dieser Zugang wieder offensteht. In vielen anderen Bereichen und gerade auch in Zusammenarbeit mit den Behörden hat die Credit Suisse wegweisende Pionierarbeit geleistet und massgebend dafür gesorgt, dass der Schweizer Finanzplatz im Investment Banking, das immer mehr in die Hände amerikanischer Investment-Banken fällt, eine führende Rolle eingenommen hat. Dieses für die Schweiz, unsere Börsen und unsere Wirtschaft wichtige Know-how ist in grosser Gefahr, sehr rasch und für immer zu erodieren. Markus Bisegger, Rotkreuz

Was der Bundesrat und seine Berater an jenem Wochenende mit der Übernahme der angeschlagenen CS durch die UBS einfädelten, ist an Naivität kaum zu überbieten. Die Signale, die der Bundesrat mit dieser Aktion aussendet, sind für den Finanzplatz Schweiz katastrophal. Für ausländische Investoren bedeutet dieser Akt, dass sie jederzeit und ohne Vorwarnung enteignet werden können. Sicherer Hafen Schweiz ade. Die Amerikaner und die Briten wird es freuen, können sie doch nach dieser Nacht-und-Nebel-Aktion unserer Regierung mit erheblichen Mittelzuflüssen rechnen. Abschliessend bleibt zu sagen, dass unser Land über die letzten hundert Jahre sehr gut von der ehemaligen Schweizerischen Kreditanstalt profitiert hat. So etwas wirft man nicht einfach vor die Säue.

Rolf Frei, Würenlingen

Gepokert und gemogelt

Nr. 12 – «Babylon Bahnhofstrasse»
René Zeyer über den Schweizer Finanzplatz

Wer sein KMU an die Wand fährt, dem eilt der Staat nicht zu Hilfe. Aus, fertig, amen. Jede private Firma in unserem Land trägt das Unternehmerrisiko selber. Aber den ganz Grossen, wo nach Strich und Faden gezockt, gepokert und gemogelt wird, eilt unser Staat mit Milliarden zu Hilfe – sogar über Nacht. Die Verantwortlichen packen ihre Boni-Milliarden und setzen sich ab. Das ist dekadent. Und das Crash-Management der nächsten Pleitebank arbeitet bereits. Wann zieht die Politik endlich die Reissleine? Wundert sich jemand, dass die Steuermoral im Land sinkt und mit Unruhen zu rechnen ist, wenn im schäbigen *too big to fail*-Geschäft weiter so gewurstelt wird?

Ueli Krasser, Hagendorn

Wilde Kapriolen

Nr. 12 – «Vom Armeeschaffer zum Panzergeneral»
Christoph Mörgeli über Cédric Wermuth

Das Problem der Politiker ist immer dasselbe: Wenn die Realität die ideologischen Traumschlösser zum Einsturz bringt, dann können die Politiker die einfachen Worte «ich habe mich geirrt» nicht über die Lippen bringen. Deshalb verfallen sie dann ins endlose Lavieren mit den wildesten intellektuellen Kapriolen. Ausserdem stört es mich, dass Herr Wermuth auf dem Foto eine Uniform der Schweizer Armee trägt. Diese Ehre hat er sich nicht verdient. Peter Huber, Schindellegi

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Wolfgang Schivelbusch (1941–2023) Raphael Mechoulam (1930–2023)



Hellwacher Zeitzeuge: Publizist Schivelbusch.

Eine glänzende akademische Karriere wäre ihm gewiss gewesen. Aber Wolfgang Schivelbusch entschied sich für die riskantere Existenz des Privatgelehrten. Sie verschaffte ihm die Freiheit, unabhängig zu forschen; er wurde zu einem der originellsten und bedeutendsten Kulturhistoriker seiner Generation.

Das Werk, das seinen Ruf auch bei einem breiten Publikum begründete, erschien 1977: «Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert». Darin erzählt er nicht nur die Geschichte der Mechanisierung der Fortbewegung, sondern beleuchtet ebenso die Veränderung der Psychologie des Reisens oder die Auswirkungen der Bahnhöfe auf die Stadtentwicklung. Bis heute hat die glänzend geschriebene Studie zur Technik- und Kulturgeschichte nichts von ihrer Frische eingebüsst.

Schivelbusch hatte bei Theodor W. Adorno und dem Literaturwissenschaftler Peter Szondi studiert, aber seine Neigung galt nicht der Theorie. Prägend war der Soziologe Norbert Elias, bei dem er lernte, dass konkrete Dinge die Träger von gesellschaftlichen Vorgängen sind. Nach dem Eisenbahn-Buch folgten weitere «dinggeschichtliche» Werke über Genussmittel und die Folgen der künstlichen Beleuchtung.

Dabei galt sein Interesse immer den Wechselwirkungen zwischen den Dingen und den Menschen mit ihren Empfindungen und Ver-

haltensweisen. «Ich weiss noch gut, wie ich für mein erstes Buch die Eisenbahnmuseen besuchte», sagte er einmal im Gespräch. «Die Lokomotiven, die sie da ausgestellt hatten, haben mir nichts gesagt. Ganz anders die Zeugnisse der Menschen, die die ersten Eisenbahnen benutzt und existenzielle Erfahrungen damit gemacht haben. Das wollte ich aufschreiben.»

Sein wichtigstes methodisches Instrument war der Vergleich. Meisterhaft handhabte er ihn auch in seinen geistesgeschichtlichen Studien. Die wichtigste widmete er der «Kultur der Niederlage» über den amerikanischen Süden 1865, Frankreich 1871 und Deutschland 1918.

Seine Quellenstudien betrieb Schivelbusch am liebsten in der Public Library in New York, wo er in die Materialmassen eintauchte, die seinen Forschungsprojekten zugrunde lagen. Während vierzig Jahren lebte er abwechselnd jeweils ein halbes Jahr in Berlin und New York – ein Pendler zwischen zwei Kulturen, die er mit analytischem Scharfsinn beobachtete.

2021 sind seine Memoiren «Die andere Seite» erschienen. Darin unterzog der hellwache Zeitzeuge auch seine eigene Haltung einer kritischen Diagnose. Der einstige Linke verspürte zunehmend eine Neigung zum Konservativismus, der «aus dem Mainstream verbannt» worden ist; dem Moralismus im «intellektuell verödeten Justemilieu» konnte er nichts abgewinnen. Am Sonntag ist Wolfgang Schivelbusch in Berlin gestorben. *Daniel Weber*

In den frühen 1960ern wurde der Chemiker Raphael Mechoulam nach einer Busfahrt bei Tel Aviv festgenommen. Er hatte fünf Kilogramm «wunderbaren geschmuggelten Libanon-Haschisch» bei sich. Er wollte den Stoff nicht etwa kiffen und schon gar nicht damit handeln. Er diente ihm vielmehr zu Forschungszwecken, wie er den skeptischen Polizisten sagte. Denn dem Wissenschaftler war aufgefallen, dass die Cannabispflanze noch kaum erforscht war. Niemand kannte ihre chemische Zusammensetzung, und ihre therapeutische Wirkung war unbekannt. Mechoulam hatte seinen Lebensinhalt gefunden und beschäftigte sich seither mit Tetrahydrocannabinol (THC), wie der psychoaktive Wirkstoff der Hanfpflanze heisst. Er wurde zum Übervater der Cannabisforschung mit zahlreichen akademischen Ehrungen.

Raphael Mechoulam kam in einer Arztfamilie in Bulgarien zur Welt. Seine Familie musste vor den Nazis und später den Kommunisten nach Israel fliehen, wo er sich nach dem Krieg zum Chemiker ausbilden liess. Mit wissenschaftlicher Hartnäckigkeit entdeckten er und seine Teams die therapeutischen Wirkungen des Heilmittels: Bei der Behandlung von so unterschiedlichen Erkrankungen wie Epilepsie, Arthritis oder von Tumoren kommt Cannabis zum Einsatz.

Mechoulam war 55 Jahre lang mit einer Lehrerin verheiratet, die er im Militärdienst kennengelernt hatte; die beiden hatten drei Kinder. Er selbst hatte stets ein professionelles Verhältnis zu Cannabis und mochte die bewusstseinsverändernde Wirkung nicht. Deshalb belieferte ihn wohl die israelische Polizei während Jahren mit beschlagnahmtem Stoff, nachdem sich der Irrtum bei der ersten Verhaftung geklärt hatte. *Rolf Hürzeler*



Leben für Cannabis: Mechoulam.

Schimpfwort Schattenbanken

Notenbanker wollen ihre Schuld an den finanziellen Flurschäden auf andere abwälzen.



Jetzt muss man die unheimlichen Mächte aus dem Dunkel ans Licht zerrren, sonst zersetzen sie das Finanzsystem. Der Spanier Luis de Guindos, Vizepräsident der Europäischen Zentralbank (EZB), warnte dieser Tage in einem Interview mit der *Business Post* davor, dass der Schattenbanksektor die weiche Stelle im Finanzsystem sei und die nächste Krise auslösen könnte.

Nach dem Scheitern der Credit Suisse sagte er, er glaube, dass der europäische Bankensektor gesund und widerstandsfähig sei, aber aus dem Nichtbankensektor könnten dem Finanzsystem Probleme erwachsen. Diese Firmen seien Risiken eingegangen, die nun nach den von den Zentralbanken eingeleiteten Zinserhöhungen zutage treten und aufs ganze System wirken könnten.

Nichtbanken sind all jene Marktteilnehmer, die als Vermittler, als Intermediäre im Umgang mit Kapital, Krediten und anderen Instrumenten auftreten, aber nicht der Bankenregulierung und -beaufsichtigung unterstellt sind. Also Schattenbanken, *shadow banking* oder *market-based finance*.

Sie operieren als Hedge-Funds, Private-Equity-Gesellschaften, Broker vielfältiger Art und sind mit den regulierten Banken in intensivem Geschäftskontakt. Spezialisten unter Spezialisten, Profis handeln mit Profis. Deshalb kommt jetzt die Befürchtung auf, durch eine solche Zusammenarbeit mit Unüberwachten könnten sich reguläre Banken auf fatale Weise anstecken.

Aber man muss doch auch sagen: Wenn Nichtbanken keiner Bankenregulierung unter-

liegen, heisst das im Prinzip auch, dass sie ohne Stützräder und damit ausgeprägter auf eigenes Risiko und auf eigene Verantwortung und Rechnung unterwegs sind als die regulierten Kollegen. Hedge-Funds oder Investmentfirmen selber würden jedenfalls im Notfall nicht staatlich gerettet, also müssen sie sich darauf einrichten.

Es ist denn auch typisch, dass im Schattenbankensektor die Eigentümer weitaus stärker mit dem eigenen Vermögen im Unternehmen engagiert sind als bei den konventionellen Banken in Form der Aktiengesellschaft. Private-Equity-Manager hängen mit ihrem finanziellen Schicksal drin, deshalb haben sie grössere Anreize, ihre Projekte möglichst gut über die Runden zu bringen, sie spüren es an ihrem Vermögen, an der Kontrolle durch den Markt.

Bei Banken ist es anders. Management und Verwaltungsrat sind nicht so stark dem Markt ausgesetzt. Die ausgeklügelten Corporate-Governance-Regeln der grossen Aktiengesellschaften verteilen die Verantwortung auf viele Personen und Spezialgremien. Risikokontrolle und Entschädigungspolitik werden so ritualisiert, dass ein Teil der Verantwortlichkeiten am Schluss verwischt wird und damit verschwindet. Die negativen Folgen tragen die Kunden, die Aktionäre und, bei staatlichen Rettungen, die Steuerzahler.

Was ist nun die Folgerung angesichts dieser Kontraste? Die Regulierung müsse sich auch mehr um die Schattenbanken kümmern, sie seien stärker zu überwachen, sagt EZB-Funktionär de Guindos. Auch Mark Branson, Chef der deutschen Finanzaufsicht Bafin, äusserte

sich ähnlich. Die Nichtbanken, so de Guindos, seien in der Tiefzinsphase grosse Risiken eingegangen, und der Schattensektor sei stark gewachsen, mit Blick auf die Finanzstabilität sei das die Hauptsorge der EZB.

Kurze Frage: Wer hat die Tiefzinsverhältnisse geschaffen, die Geldschwemme verursacht, wer hat den Zins quasi kaputtgemacht und damit den regulierten Banken wesentliche Teile ihres Zinsgeschäfts derart zerdrückt, dass diese neue Wege suchten, vielleicht halb im Schatten? Unter anderem und prominent die EZB. Nun will sie negative Auswirkungen ihrer Taten als Gefährlichkeit der Schattenbanken darstellen.

Diversität gegen Eigenkapital

Warum braucht es in einem Verwaltungsrat eigentlich Diversität? Teams mit mehr unterschiedlich gelagerten Mitgliedern, so das gängige Argument, arbeiten meist besser als solche mit einem engeren Spektrum von Meinungen. Der Fall Credit Suisse hat aber nun bei etlichen Gelegenheiten die Frage aufgebracht, ob Diversität im Führungsgremium nicht eher auf Unentschlossenheit hinausläuft, die Unfähigkeit, sich auf eine klare Führungslinie zu einigen und diese durchzuziehen.

Hinzu kommt das Argument, dass die Zusammensetzung der Führung wichtige Signale nach aussen sendet, an Investoren, Kunden. Eine Bank, die in ihren Produkten und Leistungen Schweizer Qualität, Stabilität, Standorteigenschaften des Landes vermarktet, muss doch schauen, dass der Verwaltungsrat auch dazu passt: schweizerisch zusammengesetzt ist. Eigenwilligkeit wie hartes Eigenkapital.

AMERICANA

Reise nach Nashville



Silicon Valley der Musik.

Je tiefer wir in die Mitte Amerikas vorstossen, desto stärker wirken die dunklen Erinnerungen.

Seite 54

In der Hauptrolle: meistens blonde, knackarschige Jungs mit Cowboyhut.

Seite 56

Rapper Snoop Dogg verneigt sich vor dem *real American gangster* Johnny Cash.

Seite 57

Pilgerfahrt in die erfolgreichste Pop-Manufaktur der Welt

In Nashville entsteht aus schwarzer und weisser Musiktradition der Sound der Gegenwart. Die Hauptstadt von Tennessee ist Amerikas boomende Metropole der Versöhnung.

Tom Kummer

Unsere Geschichte beginnt in der Schwärze von Mississippi, kurz vor Mitternacht, wir kommen von Süden, gleiten auf Nebenstrassen durch Sumpfgelände und Baumwollfelder, an den Geburtsstätten des Delta-Blues vorbei, wie der Dockery Plantation, die heute als Touristensehenswürdigkeit für noch schwärzere Erinnerungen dient – oder an jener legendären Kreuzung in Clarksdale, wo der «King of Delta Blues», Robert Johnson, angeblich seine Seele an den Teufel verkaufte, um von ihm den Blues zu lernen.

Alte Geigen an den Wänden

Irgendwann liegt Memphis, Tennessee, vor uns, im Lokalradio wird «That's All Right» des schwarzen Bluesängers Arthur Crudup gespielt – ein Song, der den vielleicht ehrlichsten Satz der Popgeschichte auslöste: «Könnte ich einen Weissen finden, der diesen Sound und das Feeling eines Schwarzen hat, dann könnte ich eine Million Dollar machen.» Doch Sam Phillips, Gründer von Sun Records

und Entdecker von Elvis Presley, findet nur Schwarze – bis im Frühjahr 1954. Aber das ist eine andere Geschichte.

Wir stoppen an der Union Avenue, halten eine Andacht beim legendären Sun Studio. Draussen ist es dunkel, schwarz, bedrohlich. Memphis gehört zu den amerikanischen Städten mit der

«Klingt fast so, als ob sich zwei befehdende Clans durch Heirat miteinander verbunden hätten.»

höchsten Mordrate im Land. Und wir wollen raus aus der Schwärze, ins «weisse Land des Country» (*Rolling Stone Magazine*), in Richtung Nashville, wo angeblich seit Jahren fast alle erfolgreichen Fäden im amerikanischen Popgeschäft gespannt werden, wo die phänomenale Karriere von Taylor Swift begann – und sich nebenbei eine noch nie gesehene Einwanderungswelle ergiesst. Besonders kalifornische Zuzügler würden Zentral-Tennessee überrennen, die Lebenshaltungs-

kosten seien hier niedriger, und es werden keine Einkommenssteuern verlangt.

Nein, wir sind nicht an Einwanderung interessiert. Wir reisen als Musikliebhaber. Doch je tiefer wir jetzt in die Mitte Amerikas vorstossen, desto stärker wirken die dunklen Erinnerungen – und eine komplizierte Gegenwart: «Country and Western» sei Redneck-Musik, rassistisch, der Soundtrack von Hinterwäldlern, Donald Trump, Bigotterie – von weissen Songwritern geschrieben, von überwiegend weissen Männern gesungen und für ein weisses Publikum bestimmt.

Und während jetzt die Schwärze auf dem Interstate 40 immer wieder von entgegenkommenden Scheinwerfern durchlöchert wird, lassen wir nochmals Revue passieren, was unsere Leidenschaft für diese Story in den letzten Tagen noch gesteigert hat: Wie wir nämlich in Mississippi alte Geigen an den Wänden von alten Honky-Tonk-Bars ausgestellt gesehen haben, die einmal schwarzen Geigenspielern gehörten und die sie dort zurückgelassen hatten, oft Sklaven, die Ende des 19. Jahrhunderts vertraute Figuren waren, sowohl bei schwarzen als auch bei weissen Feiern – wobei sie das Geigenspielen wiederum von irischen Einwanderern gelernt hatten, die sie als Sklaven hielten. In den gleichen Bars hing aber auch das Standardinstrument des Country – das fünfsaitige Banjo –, von dem der vielleicht wichtigste Pophistoriker der USA, Greil Marcus, behauptet, dieses Banjo sei von afrikanischen Sklaven in die USA eingeführt worden, und es seien wiederum schwarze Eisenbahnbauarbeiter gewesen, die Anfang des 20. Jahrhunderts massgeblich dafür verantwortlich gewesen seien, dass die Gitarre – damals in erster Linie ein Flachlandinstrument – in den abgelegenen Tälern der Appalachian Mountains zur fruchtbarsten Keimzelle von Countrymusic mutierte. Schwarze Innovationen wurden also kontinuierlich in das aufgenommen, was wir heute als «Country and Western Music» kennen – und kontinuierlich weiss getüncht.

«Klingt fast so, als ob sich zwei befehdende Clans durch Heirat miteinander verbunden hätten», sagt jetzt meine Reisepartnerin am



Hier drängen sich längst keine Kuhherden mehr: «Honky Tonk Row» in Nashville.

nächsten Morgen, während sie in Richtung aufgehender Sonne über dem Interstate 40 blickt, in eine Hillbilly-Landschaft, die immer mehr an unser heimisches Emmental erinnert. «Aber es muss eine völlig natürliche Ehe gewesen sein. So was wie historisch gewachsene Inspirationsprozesse . . .»

Und diese Prozesse sollen das moderne Nashville in die «erfolgreichste Pop-Manufaktur der Welt» (*New York Times*) verwandelt haben. Ein Multikulti-Himmel, in dem die Vergangenheitsbewältigung abgeschlossen sei. Wo Hip-Hop, Heavy Metal oder zuckersüßer Pop längst mit dem Label Country fusionieren und das sogenannte Aneignen fremden Kulturguts nicht nur historisch die normalste Sache der Welt bedeutet und zum Geschäftsmodell gehört – sondern auch als unerschütterliches Menschenrecht verstanden wird.

Delta-Blues, Country-Balladen

Aber wie soll das gehen? Hip-Hop mit Hühnerstall mischen? Sneakers gegen ein paar Cowboystiefel eintauschen? Und können Afroamerikaner im Country wirklich ihre eigene Musik erkennen?

Noch 140 Meilen bis Nashville. Die Helligkeit ist zurück. Und der Tod. Wir besuchen jenes Waldstück nahe Camden, Tennessee, wo am 5. März 1963 der erste Popstar der Countrymusik bei einem Flugzeugabsturz stirbt: Patsy Cline. Bei einem bemoosten Gedenkstein im Wald huldigen wir ihrer Musik und ihrem Erbe: der erste Star des sogenannten Nashville-Sounds an der Schnittstelle zwischen Country und Pop, eine Frau, die ihre Karriere in einem von Männern dominierten Country-Kosmos selbst kontrollieren wollte, was Patsy Cline bis heute zum grossen Vorbild macht – für Superstars wie Taylor Swift, Kultsängerinnen wie Cat Power oder das Trio The Dixie Chicks (das kürzlich das «Dixie» aus ihrem Bandnamen strich – ein Synonym für den alten Süden der USA. Zur Erinnerung: Die Südstaaten hatten im Bürgerkrieg dafür gekämpft, dass die Sklaverei erhalten bleibt.) Und Patsy Cline machte nie einen Hehl daraus, wie nah für sie Delta-Blues, Country-Balladen und Songs über Flüsse und Berge und enttäuschte Liebe als originär amerikanisches Liedgut waren. Denn schwarze und weisse Musiker hätten sich im amerikanischen Süden stets über alle Rassenschranken hinweg ausgetauscht und dabei parallele Vorlieben für gewisse Instrumentationen und Texte entwickelt.

Wir biegen jetzt ab in Richtung Osten, hören gerade den Patsy-Cline-Song «Crazy» – geschrieben vom damals 25-jährigen Willie Nelson, eine Hymne eines sich nur scheinbar emanzipierenden Genres –, als sich die Ereignisse in unserer Gegenwart überstürzen: Es ist Dienstag, 4. Oktober 2022, 9.15 Uhr, als das reguläre Programm des Country-Senders WSM für eine dringende Meldung unterbrochen wird. Loretta



Gegenseitige Inspiration: Country-Star und Eisenbahnarbeiter Jimmie Rodgers (1897–1933).

Lynn sei letzte Nacht in ihrem Zuhause in Hurricane Mills im Kreis der Familie gestorben. Sie wurde neunzig Jahre alt.

«Was für eine Aneignung?»

Wir ändern unsere Route, biegen nach Süden ab, in Richtung Ranch von Loretta Lynn in Hurricane Mills, dreissig Meilen von der Absturzstelle in Camden entfernt. Neben Tammy Wynette und Dolly Parton war Loretta Lynn eine der grossen klassischen Country-Sängerinnen. Wie ihre Freundin Patsy Cline thematisierte Lynn in den meist selbstgeschriebenen Songs ihre proletarischen Wurzeln im amerikanischen Hinterland. Geboren 1932 in einem Dorf in den Appalachen in Kentucky, arbeitete ihr Vater als Bergarbeiter in der Mine. Von dieser Herkunft erzählt auch ihr grösster Hit, «Coal Miner's Daughter», Titel der gleichnamigen Autobiografie, die 1980 ver-

filmt wird, mit der Hauptdarstellerin Sissy Spacek, die für ihre Darstellung den Oscar gewann. Vor ein paar Jahren, nach einer längeren flauen Phase, gelang Loretta Lynn nochmals ein Comeback – dank Jack White, Kopf der Garage-Rock-Band The White Stripes, der ihr Album «Van Lear Rose» produzierte. Der *back to the roots*-Produzent, der keine Berührungssängste mit Nashville kennt, wird nie müde, von der Verstrickung schwarzer Künstler im Country zu schwärmen. Es sei «die Geschichte einer grossen, schwer geprüften und oft verleugneten Liebe, die es immer noch zu entdecken» gebe. Waren doch afroamerikanische Musiker von den ersten Aufnahmen an Teil der Country-Tradition. Und schon davor. «Hillbilly-Musik» habe sich zwar aus dem von anglokeltischen Einwanderern nach Nordamerika gebrachten Reservoir von Folksongs, Balladen und Tänzen entwickelt. Von

allen ethnischen Gruppen habe aber keine eine bedeutendere Rolle gespielt als die aus Afrika verschleppten Schwarzen. Gerade den ersten weissen Country-Stars sei von einheimischen oder reisenden afroamerikanischen Musikern das Spielen oder Singen beigebracht worden. Das gelte für Jimmy Rodgers, Hank Williams oder Johnny Cash genauso wie für «Coal Miner's Daughter» oder Patsy Cline.

Vor der Ranch von Loretta Lynn sind jetzt Übertragungswagen von Radio- und Fernsehstationen aufgeföhren. Eine lange Wagenkolonne von trauernden Fans schlängelt sich über die riesige und idyllisch gelegene Ranch. Wir legen Rosen beim Haupteingang nieder. Ein Reporter der Zeitung *The Tennessean* hört uns dabei schweizerdeutsch sprechen. Und er möchte jetzt die Meinung des Auslands in seinem Bericht unterbringen. Er fragt nach, welchen Einfluss Countrymusik in der Schweiz habe. Ich bleibe vorsichtig, sage nur, dass Country eine riesige Strahlkraft habe. Aber es gebe viele Missverständnisse. Denn auf dieser Reise sei uns mal wieder klargeworden, wie stark Country Anleihen bei schwarzen Quellen gemacht habe. Wir seien gekommen, um das noch besser zu verstehen. Ob Country wirklich eine Musik für Weisse geblieben sei. Oder ob auf diesem herrlichen Flecken Erde vielleicht auch schon dieser seltsame Begriff «kulturelle Aneignung» diskutiert werde.

Jodeln wie Rodgers

«Was für eine Aneignung?»», fragt jetzt der Reporter, während er sein Mikrofon ausschaltet.

Er ahnt, was kommen könnte. Und bemüht sich um eine repräsentative Antwort – als progressiver Amerikaner. Er könne die Anschuldigungen überhaupt nicht verstehen. Mitglieder der Carter Family (eine der ersten Superstar-Gruppen der Countrymusik) hätten bereits in den 1920er Jahren unbekannt schwarze Blues-Songs in ihr Repertoire aufgenommen. Jimmie Rodgers (ein weiterer früherer Country-Superstar) war ein einfacher Eisenbahnarbeiter, bevor er berühmt wurde, einer, der von seinen schwarzen Arbeitskollegen im Gitarrenstil stark beein-

Die ersten weissen Country-Stars lernten das Spielen oder Singen bei afroamerikanischen Musikern.

flusst wurde, der Blues-Songs erfolgreich interpretierte und mit seinem charakteristischen *yodeling* verband – und ironischerweise wiederum ein grosser Einfluss für spätere Blues-Musiker wie Muddy Waters und Howlin' Wolf wurde. Letzterer sagte selbst, sein namensgebender *howlin'*-Gesangsstil habe sich aus seiner Unfähigkeit, wie sein Vorbild Jimmie Rodgers jodeln zu können, entwickelt.

Die gegenseitige Inspiration habe noch sehr viel mehr Juwelen hervorgebracht, sagt jetzt der Reporter des *Tennessean*, während auf seiner Stirn Schweisstropfen perlen. «Ray Charles coverte bereits 1962 erfolgreich Country und zeigte, wie viel R'n'B darin steckt. Es folgte der schwarze Countrysänger Charley Pride, der in den sechziger und siebziger Jahren mit 36 Num-

mer-eins-Country-Singles zu den bestverkauenden Stars seines Genres gehörte.» Er streicht sich jetzt den Schweiß von der Stirn. «Wollen Sie noch mehr hören?»

Zwei Stunden später. Wir fahren durch die Vororte eines immer rasanter wachsenden Molochs: Nashville. An Gemeinden vorbei, die offenbar auf dem Reissbrett entworfen worden sind, mit Golfplätzen, Angelteichen und Tennisplätzen – und einer kulturellen Homogenität, die ein Wohlfühlklima in einem Bundesstaat schaffen soll, der von den Republikanern meistens mit 70 Prozent der Stimmen gewonnen wird. Hier drängen sich längst keine Kuhherden mehr auf der grünen Wiese, sondern hier ist der erfolgreichste «Cluster» der amerikanischen Musikindustrie entstanden. Also eine Ansammlung von Unternehmen und anderen Institutionen aus einer Branche an einem Ort, die miteinander verbunden sind – wie Los Angeles für die Filmindustrie, New York für die Finanzwelt, Silicon Valley für das Computerzeitalter. Eine Stadt mit mehr als 340 Musikproduktionsstudios, wo Musiker und Tontechniker wahrscheinlich mehr Chancen haben, einen Job zu finden, als sonst irgendwo auf der Welt. Und eine Country-Industrie, in der das *typecasting* längst zur Regel geworden ist – bei dem also Interpreten nach Aussehen gecastet werden, von Styling- und Image-Beratern auf Erfolg getrimmt und die dann von Profi-Hitschreibern einen Song aufgedrückt bekommen, der mittels TV-Powerplay zum Hit gemacht wird. In der Hauptrolle: meistens blonde, knackarschige Jungs mit Cowboyhut.



Star des Nashville-Sounds: Patsy Cline.



Schwarze Erinnerungen: Dockery Plantation, ehemalige Baumwollfarm.

Meine Reisepartnerin erinnert mich jetzt daran, dass diese Sorte Künstlichkeit, Kommerz und Diskriminierung traditionell auch immer Gegenbewegungen auslösen werde. Stimmt! Da war der «Bakersfield Sound» von Buck Owens, Merle Haggard oder Dwight Yoakam, als direkte Revolte gegen die Nashville-Studioclique. Oder der Outlaw-Country von Willie Nelson, Waylon Jennings, Kris Kristofferson – bis zum Country Rock der späten 60er und 70er mit The Byrds, Gram Parsons, Flying Burrito Brothers et cetera. Oder der Cow-Punk der 80er mit Green on Red, Jason & the Scorchers über den Alternative-Country der 90er mit Wilco, The Jayhawks, Steve Earle, Lucinda Williams bis zum Sound von New Weird America, deren stilistischer Schwerpunkt im Psychedelic Country oder Freak-Folk liegt.

Partyboot mit Whirlpool

Und jetzt also Black Country? Umfragen hatten ja schon vor ein paar Jahren ergeben, dass ein knappes Viertel der Country-Radiokonsumenten schwarz und junge urbane Afroamerikaner sind: die am schnellsten wachsende Hörergruppe. Genau auf solche Signale hatten Hip-Hop-Stars und Produzenten nur gewartet. Während sich das eigene Genre im kommerziellen Sturzflug befand, erschien der Graben zum Marktführer Country plötzlich schmaler als je zuvor. Was dazu führte, dass ein Rapper aus St. Louis namens Nelly für ein Duett mit dem Country-Superstar Tim McGraw kollaborierte. Dass sich ein alter Gangsta-Rap-Bekannter aus Los Angeles, Snoop Dogg, auf einem Album vor dem *real American gangster* Johnny Cash verneigt,



Jetzt also Black Country: Jimmie Allen.

während mit Akon einer der erfolgreichsten Hip-Hop-Produzenten nicht nur für einen Song das Ufer wechselte, sondern gleich ein ganzes Country-Album einspielte.

Die Welt ist aus den Fugen. Und als wir endlich Downtown Nashville erreichen, ist es kurz nach Mittag in der Mitte Amerikas. High Noon an der legendären Fifth Street, nahe Broadway: Wir schleichen hinter einem Party-Fahrzeug her, wo schreiende Frauen in Tanktops mit dem Slogan «Let's Get Nashty!» über ein Geländer lehnen. Hinter ihnen ein Lastwagen, der zum Partyboot mit Whirlpool umgebaut wurde, ein ausgedientes Militärfahrzeug mit Drag-Darstellern, und ein alter Schulbus namens Bertha mit Hörnern. Schon mittags herrscht Street-Parade-Atmosphäre in Nashville, mit einem täglich anwachsenden Strom von vorwiegend weissen amerikanischen Touristen und Country-Fans, die sich über Downtown ergiessen. Sie kommen alle, um das zu sehen, worüber sie in Songs hörten, was sie aus TV-Serien wie Nashville kennen und wovon sie träumen, wenn sie ihr Leben vergessen möchten.

Ein Traktor von John Deere rumpelt jetzt mit fünf Meilen pro Stunde über den Broadway – vorbei am National Museum of African American Music, das die von Afroamerikanern inspirierten, geschaffenen oder beeinflussten Musikgenres zeigt, mitten im Herzen von Nashville. Seine Lage an der Ecke Fifth Street und Broadway, im Gegensatz zur historisch schwarzen Jefferson Street, löste vor ein paar Jahren einen Skandal aus. Das Museum sollte auf Wunsch der afroamerikanischen Gemeinde dort errichtet werden, wo einst Geschäfte zerstört wurden und die Stadt ihre schwarzen Bürger schon immer wie Menschen zweiter Klasse behandelte. Die Stadtregierung lehnte ab. Was den Touristenstrom nicht bremsen konnte. Fünfzehn Millionen Besucher werden dieses Jahr nach Nashville reisen. Rekord. Und nichts kann ihre Laune trüben. Auch nicht der Skandal um ein afroamerikanisches Kulturmuseum, das am falschen Ort steht. Sie wollen vergessen. Das ist alles. Und als wir dann selbst auf eines der unzähligen Partyboote steigen, auf dem weisse Männer und Frauen bereits mittags feiern und abwechselnd Bier und Bourbon trinken, gelangen wir plötzlich mit einer Besucherin ins Gespräch, die gerade noch zum Sound von Shania Twain getanzt hat. Sie komme aus Boston und sei riesiger Country-Fan. Und ihr? Ich erzähle, dass wir eine Musik-

geschichte recherchierten – und es dabei ständig mit der Vergangenheitsbewältigung zu tun bekommen würden.

«Nennen Sie mich Laura», sagt sie jetzt und drängt zur Bar. Sie sei Neurologin und mit ihrer Bostoner Fakultät auf Studienreise. «Wer sich gut vergnügen will, muss vergessen können. Ist sogar wissenschaftlich erwiesen. Also vergessen

Sie die Vergangenheitsbewältigung.»

Sie schaut jetzt lachend zu ihrem Mann, der gerade zu Garth Brooks tänzelt. Sie will sich definitiv nicht von ein paar Europäern die Laune verderben lassen. Schliesslich gehe es in Tennessee um sechs bewährte Pfeiler des Vergnügens: Country, Bluegrass und Gospel; BBQ,

Bier und Bourbon. Und um die Kunst des Vergessens, sagt Laura mit gespielt ernstem Blick, jetzt ganz die Neurologin. «Vergessen ist die wohl wichtigste Voraussetzung für menschliches Denken, Handeln, Planen und, ja, auch für das Erinnern . . .»

Vergessen?

«Ja!», schreit sie mir jetzt beschwipst ins Ohr und hält sich gleichzeitig an meiner Schulter fest. «Wir haben verlernt zu vergessen! Ohne Vergessen sind wir nicht lebensfähig. Sonst überlastet uns die Flut an Informationen. Gezieltes Vergessen entlastet!» Und sie schaut mich dazu mit dem überlegenen Blick einer amerikanischen Akademikerin an, die den europäischen Gästen eine Lektion in Sarkasmus erteilen will. «Unser Gehirn fällt Entscheidungen im Millisekundentakt: Welche Erinnerung brauche ich, und auf welche kann ich verzichten? Das geht Schweizern bestimmt genauso wie Amerikanern. Ein Zuviel an Informationen versetzt unser Gehirn in Alarmmodus. Und beim Abfeiern kann ich diesen Alarmmodus echt nicht gebrauchen!»

Stille in Downtown Nashville

Laura lacht. Schwankend offeriert sie uns einen Bourbon aus Knoxville, um auf ihren Jux anzustossen. Es ist plötzlich stiller geworden in Downtown Nashville. Es läuft der andächtige Dolly-Parton-Song «I Will Always Love You». Und ich frage ganz humorlos nach, ob nicht einiges für die Annahme spreche, dass der Mensch nie ganz und gar vergessen könne? Es herrscht jetzt Pause auf dem Partykahn. Und Laura antwortet nicht mehr.

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern und literarischer Korrespondent der *Weltwoche*. Er lebte über 20 Jahre lang in Los Angeles.



Unterwegs als Liebhaber: Autor Kummer.



VIP-Angebot: Leserreise Bhutan

Mystische Perle im Himalaja

Gibt es dieses Land Shangri-La wirklich? Wenn ja, dann könnte es durchaus in Bhutan sein. Das Königreich im Himalaja, von seinen Bewohnern ehrfürchtig Druk Yul (Land des Donnerdrachens) genannt, ist flächenmässig fast so gross wie die Schweiz, hat aber rund zehnmal weniger Einwohner. Diese werden oft als die glücklichsten Menschen des Planeten bezeichnet. Auf unserer zweiwöchigen Rundreise erleben wir inspirierende Begegnungen, entdecken mystische Orte und lassen uns bereichern mit spirituellen Eindrücken.

Das Königreich Bhutan, die Perle im Himalaja, gehört zu den lebendigen Beispielen einer weitgehend intakten Kultur und Umwelt. Nahezu unwirklich erscheint Besuchern aus der industrialisierten Welt die Schönheit dieses Landes. Wir starten in der Hauptstadt Thimphu auf einer Höhe von 2400 Metern über dem Meeresspiegel. Unterwegs nach Zentralbhutan, besuchen wir buddhistische Klöster und kommen so dem Geheimnis der tiefverwurzelten Spiritualität näher. Wir besichtigen heilige Tempel, die typischen Chörten und natürlich die eindrucksvollen Dzongs, die Klosterburgen, die an strategisch wichtigen Orten erbaut wurden. Höhepunkt ist die Teilnahme an einem farbenprächtigen Klosterfest.

Bhutan ist ein wahres Paradies für Menschen, die an Kultur, Natur, Religion und prägenden Begegnungen interessiert sind.

Als Pionier und Spezialist organisiert TCTT (Tibet Culture & Trekking Tour) seit 25 Jahren Reisen in den Himalaja. Gründer und Inhaber Dawa Sigrist ist gebürtiger Tibeter und ist in der Schweiz aufgewachsen. Sein Hauptanliegen ist es, das Mysterium des Himalajas auf authentische Art zu vermitteln und Brücken zur lokalen Bevölkerung zu schlagen.

Auf Wunsch ist eine individuelle Verlängerung der Reise zum Taj Mahal möglich.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular: www.weltwoche.ch/platin-club



Exklusives Leserangebot

Reise zu den schönsten Tälern Bhutans mit Klosterfest

Mögliche Reiseternine:

17. September bis 1. Oktober 2023
22. Oktober bis 5. November 2023

Reiseleistungen:

- Flüge ab/bis Zürich
- Alle Transfers und Landtransporte mit privaten Fahrzeugen
- Unterkünfte in Mittelklassehotels mit Vollpension
- Alle Besichtigungen und Eintritte
- Visum und Tourismusabgaben (USD 2200.– respektive USD 200.– pro Nacht)
- Lokaler deutschsprechender Tour-Guide
- Ausführliche Unterlagen
- Informationstreffen in Zürich

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 8150.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 8650.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 970.–

Option Taj Mahal:

Individuelle Verlängerung auf Anfrage möglich

Buchung:

Reservieren Sie Ihre Reise über Telefon 044 260 22 88 oder per E-Mail an info@tctt.ch. Buchbar nach Verfügbarkeit. Kennwort: Platin-Club

Veranstalter:

TCTT GmbH, Zürich
www.himalaya.ch/ www.tctt.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Was hat es mit den
privaten Sextapes
von prominenten
Frauen auf sich?
Julie Burchill, Seite 66



Schlüssel des Seins.

Fernand Léger, *La composition au parapluie*, 1932 – Der Mensch muss sich schützen, unentwegt, vor sich selbst, vor der Welt. Ohne Schutz ist er allem ausgeliefert, nackt und verletzlich stünde er da, der Sonne ausgeliefert, dem Regen, all den Verlockungen, seiner Gier und seiner Unersättlichkeit auch. Er würde frieren ohne Schutz an Leib und Seele, ständig verwundet sein und verängstigt. Schutz ist ein Schlüssel des Seins.

Sein Schutzbedürfnis hat ihn weit gebracht, dann auch wieder zu weit da und dort. Da ist dieser schmale Grat, auf der einen Seite findet sich der Schutz der Abschirmung, auf der andern wird die erhoffte Behütetheit zu Isolation. Das ist das Wesen des Schutzes; er schafft Befreiung und gleichzeitig Knechtschaft.

Er macht den Menschen feige und mutig. Erst aus der Sicherheit und mit der Gewissheit des Schutzes wagt er sich überhaupt ins Unsichere und Ungeschützte, in jene Sphären, in denen die Möglichkeit von Verletzungen wahrscheinlicher werden. Und gelegentlich verlässt ihn die Courage, und er bleibt versteckt und gelähmt in seiner Höhle der Sicherheit, verharrt dort, vegetiert bisweilen, ist dem grössten seiner Feinde ausgesetzt; sich selbst.

Beide sind zum Scheitern verurteilt; der zu sehr beschützte und der schutzlose Mensch. Unklar scheint, was den Menschen mehr vorantreibt auf seinem Weg; die Sehnsucht nach Schutz oder das Dasein im Schutzlosen, die sich gegenseitig hervorbringen. Die Kunst ist es, die Balance zu finden; im Schutzlosen den Schutz und umgekehrt.

Fernand Léger (1881–1955) war, natürlich, in beiden Daseinszuständen zu Hause; in der Schutzlosigkeit des Ersten Weltkrieges verlor er beinahe sein Leben, im Schutz seines Ateliers begab er sich auf die ungesicherten Wege der Malerei. Wahrscheinlich wusste er, dass all die Schutzmäntel der Welt sind wie Regenschirme; bei zu viel Wind sind sie nutzlos. *Michael Bahnerth*

Der Pionier und der Poet

Das Verhältnis zwischen den gleichaltrigen, wenn auch ungleichen Stadtzürchern Alfred Escher und Gottfried Keller war nicht spannungsfrei. Doch der Dichter lernte den Politiker und Unternehmer immer mehr schätzen.

Christoph Mörgeli

Gottfried Keller: Die Leute von Seldwyla.

Reclam. 701 S., Fr. 18.90

Gottfried Keller: Züricher Novellen.

Diogenes. 480 S., Fr. 18.90

Ende 2005 wurde nach zehnjähriger Dauer die Gottfried-Keller-Ausstellung im Gebäude der Credit Suisse (CS) am Paradeplatz geschlossen. Sie erinnerte an den Zürcher Dichter und Staatsschreiber, speziell auch an dessen Beziehungen zu Alfred Escher, dem Gründer der Schweizerischen Kreditanstalt (SKA). Beide wurden im Jahr 1819 geboren, beide einigte zeit lebens eine liberale Weltanschauung. Doch während Keller als Sohn eines früh verstorbenen Handwerkers in beengten Verhältnissen aufwuchs und in München als gescheiterter Maler an Hunger und Heimweh litt, genoss Escher als Spross einer reichen patrizischen Familie eine gediegene Ausbildung. 1844 und 1845 zog der junge Gottfried Keller mit den Freischaren in Richtung Luzern, um dort die katholisch-konservative Regierung zu stürzen. Escher hatte damals bereits ein Rechtsstudium mit Doktorat und Habilitation absolviert.

«Nicht zu sehr anstrengen»

In einem «Traumbuch» verglich Keller 1847 sich selber mit anderen Persönlichkeiten. Diesen versagte er zwar seine «grösste Achtung» nicht, pochte aber gleichzeitig auf seinen Künstlerstolz. So schrieb er über den späteren CS-Gründer Alfred Escher und dessen prägende Rolle in der liberal-radikalen Regierung des Kantons Zürich: «Der Sohn eines Millionärs, unterzieht er sich den strengsten Arbeiten vom Morgen bis zum Abend, übernimmt schwere, weitläufige Ämter, in einem Alter, wo andere junge Männer von fünf- bis achtundzwanzig Jahren, wenn sie seinen Reichtum besitzen, vor allem das Leben geniessen.» Man sage, Escher sei ehrgeizig, doch er, Keller, würde bei dessen Bildung und Geld kaum «den ganzen Tag auf der Schreibstube sitzen».



«Ernste und heilige Schule»: Keller (1819–1890).

1847/48 wirkte Gottfried Keller als Volontär in der Zürcher Staatskanzlei, wo der Erste Staatsschreiber Escher als sein Vorgesetzter amtierte. Kaum war dieser zum Regierungsrat aufgestiegen, bewilligte das Gremium dem Dichter ein Reisestipendium zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung.

Aus Heidelberg schrieb Keller im Herbst 1849 an Escher: «Möchte es mir im Laufe dieses Jahres gelingen, einigermaßen zu beweisen, dass das Vaterland nicht umsonst sein Vertrauen in mein Talent und in meinen Fleiss gesetzt hat.» Statt der geplanten 800 kostete die Weiterbildung schliesslich fast 3000 Franken, an denen sich Escher auch aus persönlichen Mitteln beteiligte.

Aus Berlin berichtete der Autor des Romans «Der grüne Heinrich» 1854 an seinen Förderer, er habe es so weit gebracht, «anständig aus mir selbst» zu leben, und hoffe auf gute Buchhändlerverträge: «Ich werde so die

nächsten fünf oder sechs Jahre unabhängig als Schriftsteller existieren können, ohne in Vielschreiberei zu geraten.» Die ihm in Zürich angebotene Professur am neuen Polytechnikum lehnte Keller ab.

Überlastet als Zürcher Regierungspräsident, Mitglied des National- und Kantonsrates sowie Gründer und Chef der Nordostbahn, geriet Alfred Escher im Herbst 1855 in eine ernste gesundheitliche Krise, was Gottfried Keller in einem Brief an die Mutter lebhaft bedauerte: «Es ist am Ende doch dauerhafter, wenn man sich nicht zu sehr anstrengt.» Doch Escher erholte sich vollständig und gründete ein halbes Jahr später die Schweizerische Kreditanstalt als erste grosse Aktienbank für Industrie und Handel.

Der heimgekehrte Keller vermochte sich im von Alfred Escher geprägten Zürich mit seiner regen Bautätigkeit und seinem Eisenbahnfieber nur schwer einzuleben. Tonangebend waren nicht mehr biedere Handwerker und Kleinbürger wie in seinem «Fähnlein der sieben Aufrechten», sondern das grossbürgerliche «System Escher». Keller beklagte sich bei einer Berliner Freundin, dass «die Schweizer mehr als je, und so gut wie überall, nach Geld und Gewinn jagten». Er wurde zu einem scharfen Kritiker von geballter Macht, angehäuften Vermögen und Ämterkumulation der politisch-wirtschaftlichen liberalen Elite. Im Neuenburgerhandel geriet Gottfried Keller 1856 in einen eigentlichen Kriegsrausch gegen das viel mächtigere Preussen. Selbstbewusst wandte er sich an die Bundesversammlung: Wenn diese vergebens um Frieden getagt habe, «so taget zur selben Stunde zum Krieg» als «ernste und heilige Schule, wo die Güter des Lebens nach ihrem wahren und letzten Wert erkannt und geschätzt werden».

Auch im Savoyer Handel von 1859/60 gegen Napoleon III. bekämpfte Keller die neutrale Friedenspolitik der Zürcher Regierung unter Alfred Escher, der er Verrat sowie Geld- und Spekulationsgier vorwarf. Geradezu visionär entwarf der Dichter die Karikatur einer künftigen

tigen Banken- und Frauenschweiz, in der «jede Bundesrätin» in den «Handelshäfen» der Welt eine «vergoldete Yacht hat, in welcher sie der Königin von England Besuche abstattet».

In einem wahren Furor politischer Publizistik wandte sich Keller jetzt gegen den Wirtschaftsliberalismus und sympathisierte mit der demokratischen Opposition. Anfang 1861 legte er sich im Zürcher Intelligenzblatt direkt mit Alfred Escher an und unterzog dessen Auftritt vor dem Grossen Rat und überhaupt seine «Friedenspartei» einer scharfen Kritik. Da damals die NZZ für Neutralität und Frieden statt für Parteinahme und Kriegshetze eintrat, geriet auch dieses Blatt in Kellers Schussfeld: Eschers Rede sei nicht auf dem Niveau eines Grossratspräsidenten, sondern auf jenem eines NZZ-Journalisten gestanden. Er missbrauche den schweizerischen Neutralitätsgedanken für seine wirtschaftlichen Ziele und mude der Schweiz im Völkerringen ein «passives Übersichergehenlassen» zu: «Die aufrichtige Neutralität, von welcher Herr Escher spricht, ist kein so ganz einfaches Ding.» In seinen «Randglossen» unterstützte Keller Eschers Widersacher, den Berner Kriegstreiber Jakob Stämpfli, und prangerte die Textilfabrikanten («Baumwollene») und deren ausbeutende Fabrik- und Kinderarbeit an.

Kellers Zwingli erhält Eschers Züge

Es gehörte indessen zum vielgescholtenen System des «Bundesbarons» Alfred Escher, auf solche Angriffe mit souveräner Grosszügigkeit zu reagieren. Pragmatiker durch und durch, band er intelligente, wortgewaltige Gegner ein, statt ihnen einen zermürbenden Dauerkampf zu liefern. 1861 wählte die Zürcher Regierung Gottfried Keller zum Staatsschreiber und damit zu ihrem bestbezahlten Beamten. Dies enthob den Dichter mit einem Schlag aller Geldprobleme. Entgegen vielen Befürchtungen erwies sich der Gewählte im Amt als äusserst gewissenhaft.

Als die Demokratische Bewegung Alfred Escher ab 1866 immer blindwütiger angriff, stellte sich Keller loyal an dessen Seite. Mittlerweile auch zum Kantonsrat gewählt, nahm Keller den führenden Politiker und Wirtschaftsführer öffentlich gegen ehrenrührige Anwürfe des Winterthurer *Landboten* in Schutz und nannte sie ein «seltsames Durcheinander von Einbildungen über stattgefundene Wahlintrigen». Der Staatsschreiber teilte vorerst mit Escher die Vorbehalte der Altliberalen gegen die direkte Demokratie, sei sie doch mit «zu viel Geschrei, Zeitverlust, Reibung und Konfusion» verbunden. Später räumte Keller aber ein, dass das Stimmvolk seiner neuen Entscheidungsgewalt auch in Sachabstimmungen durchaus gewachsen sei.

In der Novelle «Das verlorene Lachen» (erschienen im Zyklus «Die Leute von Seldwyla») hat Gottfried Keller die destruktive Wirkung der Demokratischen Bewegung eindrucksvoll beschrieben. Und in der Erzählung «Ursula» (erschienen in den «Züricher Novellen») verlieh er Huldrych Zwingli die einnehmenden Züge von Alfred Escher, nannte er doch den Reformator einen «Steuermann» von «grosser Wachsamkeit» und «Kenntnis der Dinge und Menschen», der «unermüdlich gegen List und Gewalt der gegnerischen Welt» ankämpft: «Er war die Seele des geheimen und des offenen Rates, Lehrer und Prediger, Staatsmann und Diplomat.»

Der Junggeselle Keller wurde Mitglied einer Samstagsgesellschaft, der auch der Witwer Escher angehörte, in dessen Villa «Belvoir» er öfter zu Gast war. Dort begegnete Gottfried

Es gehörte zum System des «Bundesbarons», auf Angriffe mit Grosszügigkeit zu reagieren.

Keller auch Eschers Tochter Lydia, die ihn mit dem Maler Karl Stauffer bekannt machte. Man war «fidel zusammen», und noch kurz vor Eschers Tod schrieb Keller an Lydia: «Ich werde mich freuen, den Herrn Vater nach bestandener grausamer Prüfung wiederzusehen, und auch seinem Hausengel gegenüber mit priesterlich-diplomatischer Würde aufzu-



«Pflichten auf Pflichten»: Escher (1819–1882).

treten trachten.» Der Sechzigjährige richtete an Lydia Escher sogar die unernste Frage, wie es denn wohl wäre, wenn sie sich in ihn verlieben würde. 1882 unterschrieb sie einen Brief an Keller mit «Frau Dr. Emil Welti», wobei sie das Wort «Silence» diagonal über die Unterschrift setzte. Damit orientierte sie den Dichter vertraulich über ihre heimliche Verlobung mit dem gleichnamigen Sohn des mächtigen Bundesrats, mit dem sich ihr Vater zerstritten hatte.

Als Alfred Escher – der mittlerweile verfemte, vereinsamte Schöpfer von Gotthardbahn, Kreditanstalt, ETH und Rückversicherungsgesellschaft – im Alter von 63 Jahren verstarb, sass Gottfried Keller unter der grossen Trauergemeinde. Ein Männerchor intonierte Kellers Gedicht «O mein Heimatland». In der NZZ brachte Keller in einem Artikel über den Solothurner Bildhauer Richard Kissling 1883 beiläufig die Idee eines Denkmals für Alfred Escher auf, kurz darauf wirkte er in einem Komitee, das zu diesem Zweck Geld sammelte. Im Leitartikel «Escher-Denkmal» berichtete der Dichter im Sommer 1884 über den Fortgang der Planungsarbeiten. Wie niemand sonst habe Escher das «Glück der Republik» durch «aufopfernde Arbeit» gefördert. Kellers unüberhörbaren Zwischentönen ist zu entnehmen, wie sehr für ihn die Persönlichkeit Eschers die mittlerweile amtierenden Durchschnittspolitiker in den Schatten stellen würde.

Überragende Figur der Gründerzeit

Seinen allerletzten Zeitungsartikel überhaupt schrieb Gottfried Keller am 22. Juni 1889 in der NZZ über «Alfred Eschers Denkmalweihe». Er würdigte seinen Zürcher Mitbürger in einer Art Abgesang als überragende Figur der Gründerzeit. Keller nannte den nunmehr in Erz gegossenen Staatsmann auf dem Bahnhofplatz einen «Mann des Friedens»; in seiner «Friedfertigkeit» habe der Kern von Eschers Wesen gelegen. Ob hier eine leise Selbstkritik am eigenen zeitweise innen- und aussenpolitischen Säbelrasseln anklang? In Ergänzung zur Inschrift auf dem Denkmalssockel von Alfred Escher schlug Keller diese Worte vor: «Dem Manne, der mit Geistestreue und eigener Arbeit sich selbst Pflichten auf Pflichten schuf und, sie erfüllend, wirkend und führend seine Tage verbrachte, die Nächte opferte und das Augenlicht!»

Aus Lydia Welti-Eschers tragischem Millionenerbe indessen ging die nach Gottfried Keller benannte Stiftung zum Erhalt von bildender Kunst für die Schweizerische Eidgenossenschaft hervor. Durch Misswirtschaft und Managementfehler ist die Gottfried-Keller-Stiftung finanziell längst zugrunde gerichtet worden – wie jetzt auch die Credit Suisse als geniale Gründung Alfred Eschers.

Kinderbücher als Regierungsprogramm

Pascal Morché

Robert Habeck, Andrea Paluch: Ruf der Wölfe.
Edel Kids Books. 158 S., Fr. 16.30

Robert Habeck, Andrea Paluch:
Kleine Helden, grosse Abenteuer (Band 1 und 2).
Edel Kids Books. Jeweils 201 S., ca. Fr. 15.–

Robert Habeck, Andrea Paluch: Sommergig.
dtv. 202 S., Fr. 12.80

Politiker, die vor ihrer politischen Karriere Bücher schreiben, tun es im Glauben an eine Ideologie, die sie meinen in Politik umsetzen zu müssen. Ihrer selbst so sicher, liefern sie den später von ihnen ins Elend Regierten frühe Beweise. Kopfschüttelnd kann man dann nach der Regierungszeit sagen: Das hättet ihr alles vorher lesen können!

Bevor Robert Habeck Bundesminister für Wirtschaft und Klimaschutz wurde, schrieb er (mit Ehefrau Andrea Paluch) Kinder- und Jugendbücher. Zeugnisse einer naiv grün-roten Gedankenwelt, die zurzeit von ihm politisch umgesetzt wird. Das erste habecksche

«Ein Wolf frisst nur, um zu überleben, der Mensch tötet Tiere aus Vergnügen», weiss Jan.

Gutmenschbuch erschien 2001: «Jagd auf den Wolf» (Neuaufgabe 2019: «Ruf der Wölfe»). Dem Imagewechsel des Vierbeiners seit «Rotkäppchen» folgt auch Habeck. Der Plot: Panik der Bevölkerung, Sperrgebiete, Treibjagd und dreiste Lügen eines Nicht-Biobauern. Doch Wolf gewinnt! Denn da sind die Kinder Jan und Clara, unterstützt von Peta und Umweltministerium. «Ein Wolf frisst nur, um zu überleben, der Mensch tötet Tiere aus Vergnügen», weiss der grün-kluge Jan, und die altkluge Clara meint: «In den Köpfen der Menschen ist kein Platz für den Wolf.» Man sieht die Absicht und ist nicht verstimmt, wenn man nicht gerade als Schäfer Lämmer hütet oder Bauer eines Geflügelhofs ist.

Unbequeme Unterhosen

Wahren Einblick ins rot-grüne Milieu der akademischen Mittelschicht mit Teilzeitjob, politischem Engagement und schulpflichtigen Kindern geben Habecks «Vorlesegeschichten für jeden Tag» (2020/2021). In «Kleine Helden, grosse Abenteuer» kann Oma nicht «Happy Birthday» singen, weil das «englisch ist und also zu modern». Aber lernfähig, wie Oma ist, kann sie irgendwann «das ist voll okay!» sagen. Habeck lässt ihren Enkel, Per (2. Klasse), philo-

sophisch werden: «Vielleicht ist Oma gar nicht so alt, sondern die Zeit ist so jung.»

Andere Geschichte: Bei einem Preisausschreiben gewinnt Klein-Greta eine Kreuzfahrt. Sie und ihre alleinerziehende Mutter packen natürlich Rucksäcke statt Koffer. Weil Kreuzfahrtschiffe böse sind, bekommt Habeck noch die Ökokurve, und Greta besichtigt die Tanks mit Flüssiggas: «Deshalb ist der Qualm aus dem Schornstein nicht mehr so schmutzig wie früher.» In den Geschichten fehlt auch der sympathische Junge mit Migrationshintergrund nicht. Salahadin kennt «all die Dinge der modernen Welt nicht» und hat «noch nie mit einem Handy telefoniert» (was zu bezweifeln ist!). Beim Fussball ist er aber super: «Fritz in der Abwehr, Salahadin im Angriff», andersrum wär's politisch nicht korrekt. Und auch Geschlechtertausch bei Kindern bietet das Œuvre. Böse Jungen lassen

Sophia nicht Fussball spielen: «Sind ja auch Mannschaften, keine Frauschaften.» Sie tauscht mit Schulfreund Karl das Geschlecht und fragt sich, «wie es sich für einen Jungen anfühlt, ein Mädchen zu sein». Unterhosen von Jungs findet sie «ziemlich unbequem».

Wirklich fasziniert ist Autor Habeck, der als Minister die Energiewende durchsetzt, von den Segnungen eines Stromausfalls. In «Als es still und dunkel wurde» beschreibt er einen Blackout. Blöd, weil Franziska gerade 1500 Punkte beim Computerspiel erreichte, aber schön, weil die Familie zusammenrückt und sich die Nachbarschaft singend am Feuerkorb trifft. Habeck wird poetisch: «Von der Dunkelheit geblendet», erzählen sich die Menschen Geschichten, und der kleine Niklas erkennt am Ende: «Eigentlich schade, dass es wieder Strom gibt», denn ohne sind die Menschen viel netter miteinander.



Naive Gedankenwelt: Autor Habeck.

Die Sprache ist durchgehend dürftig: «Nachdem die Erdbeeren alle sind» oder «Britt hatte nicht viel Peilung». Und wenn die Sprache nicht dürftig ist, wird's purer Kitsch: «Regentropfen» sind «Tränen, die die Sonne jetzt

Der kleine Niklas erkennt am Ende: «Eigentlich schade, dass es wieder Strom gibt.»

wegleckte». Oder: «Die Autobahn floss unter dem Bus dahin wie eine Geschichte, die rückwärts läuft.» So geschrieben im Jugendbuch «Sommergig» (2009), dem Roadmovie einer Mädchenband nach Dänemark.

Juveniles Frühlingserwachen mixt sich mit Schulscham angesichts von Migrant:en: «Ich sah diese Typen und mir war klar, dass sie mit siebzehn bereits mehr Elend erlebt hatten, als ich mit siebzig kennen würde.» Viel besser, als in Kopenhagen «auf den Spuren irgendwelcher Spiesser irgendwelche barocken Bauwerke» abzulaufen, sei die Erkenntnis, «dass man ein kleines westliches Wohlstandswürstchen ist, das sich irgendwelche Liebeshnöte zu Herzen nahm».

Ob Habecks Bücher kompostierbar sind, kann hier nicht geklärt werden. Um jedoch mehr Ideologie in deutschen Kinder- und Jugendbüchern zu finden, muss man in dunkelsten deutschen Zeiten suchen. Auch in Habecks Büchern ist alles in Ideologie getränkt. Nur diesmal in grün.

Identitätswechsler von Beruf

Pia Reinacher

Peter Stamm: In einer dunkelblauen Stunde. S. Fischer. 256 S., Fr. 33.90

Seit dem Debüt «Agnes» gehört das Verspiegeln der eigenen Identität mit jener des Erzählers, aber auch mit jener seiner Akteure, zum festen erzählstrategischen Setting Peter Stamms. Auch im neuen Roman schwingt als Grundmotiv die Reibung zwischen Fiktion, Kunst und Realität mit. Es ist, wie wenn der Schweizer Schriftsteller immer von neuem den Beweis erbringen möchte, dass «ich ein anderer» sei.

Die Ausgangslage für diesen Erzähl-Impuls ergab sich geradezu exemplarisch. Im vergangenen Jahr entstand ein Dokumentarfilm über den Autor, «Wechselspiel – Wenn Peter Stamm schreibt». Georg Isenmann und Arne Kohlweyer begleiteten Peter Stamm bei den Arbeiten zu seinem neuen Romanprojekt. Weil Filme über Schriftsteller oft nicht mehr als pathetische Klischees reproduzieren, packte Peter

Stamm die Gelegenheit und konterkarierte die vermeintliche «Realität», die der Film «abbilden» wollte, ironisch mit einem eigenen Buchprojekt. Sein Thema: Der Roman erzählt aus der Perspektive der Filmern Andrea das Leben des Autors mit dem sprechenden Namen Richard Wechsler.

Ein ideales Ausgangsszenario für Peter Stamm, um sich festen biografischen Zuschreibungen kapriziös zu entziehen und daraus sogar noch sekundäres literarisches Lustgewinn-Kapital zu schlagen. Kommt dazu: Er schlägt den Filmern ein Schnippchen; denn als sie damit beginnen wollen, den Autor beim

Gegen Ausdrucksschwäche



Schreiben zu beobachten, hat er das Buch zum Film schon beinahe fertiggeschrieben. Stamm wählt dieses Szenario schon im Wissen darum, dass die inneren, verschlungenen Vorgänge der literarischen Kreativität meistens kaum erzählt und schon gar nicht abgebildet werden können. Erstens gilt noch immer die alte literaturwissenschaftliche Regel, die Hermann Burger einst formulierte: Je geschwätziger ein Autor sein Werk interpretieren kann, desto dürftiger sind meist seine Einfälle. Zweitens bieten Dokumentarfilme über Künstler meist nicht mehr als die Darstellung von Schauplätzen, aber keine Wahrheiten über die komplexen schöpferischen Vorgänge. Es gibt bei diesem Metier im wahrsten Sinne des Wortes nichts «Handgreifliches».

Wir sind also mitten in einem Spiegelkabinett, in dem eine Geschichte im Konjunktiv der nicht verwirklichten Sehnsüchte erzählt wird. Seit Tagen wartet Andrea mit ihrem Team auf Wechsler. Der Film soll an Schauplätzen in Paris spielen, aber auch an Stamms Heimatort Weinfelden beim Boden-

see. Bei den Aufnahmen in Paris hatte sich der Schriftsteller den Filmern wortkarg verweigert, nun droht das Projekt an der Sprachlosigkeit des Autors zu scheitern. Der beinahe Sechzigjährige hält es für unsinnig, dass er im Laufe der Filmarbeiten Erkenntnisse über sich selbst gewinnen könnte. Wechsler – von Beruf ein notorischer Identitätswechsler – erscheint schliesslich gar nicht mehr zu den vereinbarten Filmterminen.

Durchsichtige Blusen

Nun tritt Andrea, auf die Wechsler womöglich ein Auge geworfen hat, als Berichterstatterin auf. Sie fantasiert eigene Geschichten über den Schriftsteller, lässt ihn an verschiedene Schauplätze gehen, recherchiert in den Gassen seines Heimatortes und entdeckt dabei eine heimliche ehemalige Jugendliebe des Autors. Es ist Judith, die Pfarrerin des Ortes. Richard Wechsler war offenbar die Liebe ihres Lebens. Die Frau, Mutter von zwei Kindern, die ebenfalls auf die sechzig zugeht, hat den Autor heimlich immer wieder getroffen. Sie und die vierzigjährige Regisseurin Andrea, die ebenfalls verliebt ist, freunden sich an. Als der Autor plötzlich stirbt, ziehen sie sogar vorübergehend in sein Haus in Frankreich.

Peter Stamm liefert mit «In einer dunkelblauen Stunde» erneut ein Beispiel, dass er ein verspielter, virtuoser, einfallsreicher und eloquenter Erzähler des Ungefähren ist, der aber das kulinarische Bedürfnis der Leser durchaus handfest abzudecken weiss. Oder der Leserinnen? Wie immer finden sich subtil eingestreute, die Fantasie animierende erotische Szenen, wie immer sichten wir kunstvolle BHs unter durchsichtigen Blusen, wie immer werden gierig Kleider ausgezogen und kleinknöpfige Blusen viel zu langsam aufgeknöpft, und wie immer beginnt dann ein Festhalten und Drücken, und «dieser Hunger aufeinander» hebt an und die sofortige Befreiung von kleineren, vorzugsweise schwarzen Wäscheteilen.

Wir sind in einem Spiegelkabinett, in dem eine Geschichte im Konjunktiv erzählt wird.

Wobei wir wie immer nicht genau wissen, ob das alles wirklich stimmt oder nur einer überhitzten Fantasie entspringt.

Peter Stamm figuriert mit seinem neuen Buch erneut auf den Bestenlisten. Er weiss, was Leser lieben. Man könnte zu einem ambivalenten Urteil kommen: Einerseits dreht er weiter an der Spirale der Lieblingsszenarien – was auch als eine Form von Erstarrung gelesen werden könnte. Andererseits wissen wir seit Robert Walser, dass nicht wenige Autoren und Autorinnen dazu neigen, ein Leben lang an ihrem «Ich-Buch» weiterzuschreiben.

Triggerwarnung: Achtung, ein Buch!

Sylvie-Sophie Schindler

Woyzeck, der Frauenmörder. Romeo, der Giftkonsument. Anna Karenina, die Ehebrecherin. Weltliterarische Figuren haben einiges auf dem Kerbholz. Was nicht nur aus dramaturgischen Gründen eine gute Idee ist. Sondern den Lesern auch Gelegenheit bietet, sich mit menschlichen Abgründen auseinanderzusetzen, auch wenn es ihnen selbst vermutlich nicht daran mangelt. Im Umgang mit den Ambivalenzen, die nun mal zum Leben gehören, gibt es kaum ein famoseres Training als die Literatur.

Das wusste auch Friedrich Nietzsche, der den griechischen Tragödien besonders zugeneigt war. Die Gründe liegen auf der Hand: Die Vielheit der Triebe, der Kampf um Macht, um «mehr» und «besser», das Schicksalhafte in seiner Unentrinnbarkeit finden bei Sophokles, Aischylos, Aristophanes und Euripides ihre herausragend ästhetische Form – und ermöglichen dadurch eine Konfrontation mit dem Leiden, ohne ihm selbst ausgesetzt zu sein.

«Bitte nichts davon!», würden die sagen, die das Menschsein in all seinen Facetten als Unzumutbarkeit empfinden. Eine um sich greifende Strategie, um alles, was nicht wohlgefällig ist, einzudämmen, ist das Setzen von «Triggerwarnungen». Das Amazon- und Netflix-Publikum kennt das längst. Dort ist es gang und gäbe, die Zuschauer vorab auf möglicherweise verstörende Inhalte hinzuweisen, die sie im Film erwarten könnten; inzwischen schwappt dieser mimosenhaft-kapriziöse, aber in linksgrün-aktivistischen Kreisen populäre Trend auch auf den Buchmarkt über. In Büchern des Verlags Haymon finden sich Hinweise wie: «Das vorliegende Buch konfrontiert dich mit Kindesvernachlässigung, dysfunktionalen familiären Verhältnissen, Alkohol- und Drogenmissbrauch bzw. -sucht und Gewalt.»

Unzumutbarer Ovid

Das Wort «Trigger» meint einen Reiz, der in einer Person Erinnerungen an ein Trauma auslöst. Es wird inzwischen ähnlich inflationär verwendet wie der Begriff «Trauma». Wohl nicht



Frauenfeindlich: «The Great Gatsby»-Verfilmung mit Carey Mulligan und Leonardo DiCaprio.

zufällig handelt es sich um psychiatrische Termini, wenn auch nicht ursprünglich, und führt also zu der Frage, wie pathologisch die Gesellschaft eigentlich ist. Muss vor Filmen und Bü-

Das Leben, auch das fiktionale, ist kein Ritt auf einem glitzernden Regenbogen-Einhorn.

chern gewarnt werden? Brauchen erwachsene Menschen überbehütende Beschützer? Darf niemand verstört werden?

Die Ursprünge der Trigger-Bewegung liegen in den USA. *Trigger warnings* sind dort mindestens seit den nuller Jahren ein ideologisches Instrument im Kampf gegen Rassismus und Sexismus. Besonders eifrige Verfechter findet man im amerikanischen Hochschulbetrieb. Am Oberlin-College in Ohio wird etwa vor frauenfeindlichen Passagen in F. Scott Fitzgeralds «Der grosse Gatsby» gewarnt. Studenten der Columbia University in New York forderten eine Triggerwarnung für ein Ovid-Seminar. Die «Metamorphosen» seien wegen der zahlreichen Darstellungen sexueller Gewalt durch «liebestolle» Götter nicht jedem zumutbar.

Wer raucht, weiss, dass er damit der Gesundheit schadet. Trotzdem wird auf Zigarettenschachteln vor Krebs, Hautalterung und faulenden Zähnen gewarnt. Die Hinweise basieren auf medizinischen Studien. Aber wer vermag zu sagen, welche Buchinhalte verstörend sind

und welche nicht? Schnell wird klar: Wie in jeder Ideologie geht es um Deutungshoheit, also um Macht. Viele Trigger-Reize, das ist aus der Traumaforschung bekannt, sind völlig unspezifisch und können nur von den Betroffenen selbst identifiziert werden. Statt einer Gewaltszene triggert womöglich die Darstellung eines Kellerabteils oder eines vorbeifahrenden Lkw. Um jedes Detail zu berücksichtigen, brauchte es eine Liste, die medizinische Beipackzettel in den Schatten stellen würde.

Risiken und Nebenwirkungen

Es ist doch so: Wir haben bisher gut ohne Triggerwarnungen gelebt. Wer auf betreutes Lesen angewiesen ist, darf sich ruhig fragen, ob er den Kinderschuhen schon entwachsen ist. Hat jemand ein Trauma, werden keine Warnhinweise helfen, sondern Ärzte und Therapeuten. Aber er kann nicht erwarten, dass ihn eine ganze Gesellschaft therapeutisch betreut. Das mag hartherzig klingen, aber wahr ist auch: Gerade die Trigger-Vermeidung ist meist ein aufrechterhaltender Mechanismus; psychische Krankheiten können sich so chronifizieren.

Wer akzeptieren kann, dass das Leben, auch das fiktionale, kein Ritt auf einem glitzernden Regenbogen-Einhorn ist, der braucht gewiss ab und zu Trost. Da mag der grosse «Orestie»-Dichter Aischylos helfen mit seiner Erkenntnis «Weisheit entsteht durch Leiden». Oder, und das auf jeden Fall: ein richtig gutes Buch. Mit allen Risiken und Nebenwirkungen.



Sündenbock der Schöpfung

Walter Hollstein

Norbert Bolz: Der alte, weisse Mann.
Langen Müller. 224 S., Fr. 36.90

Männer haben seit einigen Jahrzehnten ein ausgesprochen schlechtes Image: Sie dienen mehr und mehr als Projektionsfläche für alles Negative, werden geradezu diabolisiert. Dabei galt der Mann über Jahrhunderte als Schöpfer von Zivilisation und Kultur; er war verantwortlich für Schutz und Fortbestand des Gemeinwesens. In Joseph Haydns Oratorium «Die Schöpfung» heisst es im Text nach John Miltons «Verlorenem Paradies»: «Mit Würd' und Hoheit angetan, mit Schönheit, Stärk' und Mut begabt, gen Himmel aufgerichtet steht der Mensch, ein Mann und König der Natur.» Manchmal sind solche Bilder mit der Gefahr verbunden, das eigene Geschlecht zu idealisieren und das andere abzuwerten; zumeist sind sie aber durchaus altruistisch. «Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt», heisst es in Schillers «Wilhelm Tell».

Mit dem Feminismus setzte eine grundlegende Umwertung von Männlichkeit ein. Männer werden seither vorgestellt als Zerstörer der Natur, Kriegstreiber, Gewalttäter, Kinderschänder oder – in der Werbung – als Trottel. «Male bashing» nennt man das in den USA.

Diese generelle Abwertung alles Männlichen kumulierte sich in den letzten Jahren im Feindbild vom «alten weissen Mann».

Der Kommunikationswissenschaftler Norbert Bolz hat sich dieser Entwicklung in seinem neuen Buch angenommen. Bolz, Jahrgang 1953, ist Kommunikationswissenschaftler, sieht sich aber selber inzwischen primär als Philosoph und Kulturkritiker. Bis zu seiner Pensionierung 2018 lehrte er Medienwissenschaften an der Technischen Universität Berlin. In seiner jüngsten Publikation beschreibt er Zeitgeistphänomene wie Sprachzerstörung, Political Correctness oder «Sündenbock-Mechanismen» und – daraus abgeleitet – die zunehmende Verunsicherung postmoderner Gesellschaften.

Männerklischees

Dazu notiert er: «Mein neues Buch [...] behandelt das Thema, das in aller Munde ist: Wokeness, politische Korrektheit und die Kulturrevolution der Guten. Der politischen Korrektheit geht es nicht darum, eine abweichende Meinung als falsch zu erweisen, sondern, diejenigen, die eine abweichende Meinung haben, als unmoralisch zu verurteilen. Man kritisiert Andersdenkende nicht mehr – man hasst sie. Wer widerspricht, wird nicht widerlegt, sondern zum Schweigen gebracht.»

Dieser Diagnose kann man zustimmen. Nur mit seinem eigentlichen Thema – dem alten weissen Mann – hat das Buch wenig zu tun. Bolz wiederholt seine Zeitdiagnose, die er medial und auf Twitter seit längerem ausbreitet; das ist, um keinen Zweifel aufkommen zu lassen, sehr geschickt, enorm belesen, mit vielen interessanten Ausflügen in die zeitgenössische und klassische Philosophie. Aber eben: Männlichkeit, die Situation der Buben und Männer, die sozialen und psychischen Folgen von deren Diskriminierung fallen bei Bolz untendurch.

Das dokumentiert auch sein Literaturverzeichnis: Von den angeführten 151 Monografien beschäftigt sich keine einzige mit dem Männerthema. Dass es seit vier Jahrzehnten eine Männer- und Geschlechterforschung

Männer dienen mehr und mehr als Projektionsfläche für alles Negative, werden geradezu diabolisiert.

gibt – mit wichtigen und durchaus elaborierten Erkenntnissen –, scheint zu Bolz noch nicht durchgedrungen zu sein. So fällt er dort, wo er sich mit Männern und Männlichkeit auseinandersetzt, häufig in Klischees zurück, zum Beispiel: «Der Mut zum freien, riskanten Denken ist männlich.» Das ist schlicht Unfug. Frauen können ebenso frei und riskant denken und haben das in der Geschichte auch mehr als genug bewiesen: Jeanne d'Arc, Sophie Scholl, Simone de Beauvoir oder Simone Weil.



Die Bibel

«Gott ist tot» kann stimmen

Mit der Ausbreitung des Wissens seit der Aufklärung schrumpfte die Bedeutung des christlichen Glaubens. Dieser Prozess gipfelte im 19. Jahrhundert in Nietzsches provokativer Aussage, Gott sei tot. Das beunruhigt den Glauben und bringt auch das Denken in Verlegenheit. Vermutlich ist aber ein beunruhigter Glaube klüger als einer, der alles zu wissen meint. Zum frommen Wissen gehört es, Gott mit dem Sieg zu verbinden. Das hat die Kirche über Jahrhunderte getan. Und daraus ergibt sich logisch, dass auch Jesus siegen muss. Aber die Kreuzigung ist kein Sieg. Deshalb stellt sich die Frage, wie Gott und der Sieg in der Geschichte Jesu zusammenkommen.

Der Glaube muss lernen, seine Modelle in Frage zu stellen. Sieg heisst in der Regel auch Krieg. Gesiegt wird im Kampf gegen einen Feind. In der staatsnahen Kirche wurden die Feinde des Monarchen oder Regenten oft zu Feinden Gottes erklärt. Im Westen denkt man Gott eher abstrakt und entfernt im Himmel, so dass man auf Erden tun kann, was einem beliebt. Im Osten denkt man Gott konkreter und kann ihn daher zum militärischen Oberbefehlshaber befördern. In beiden Fällen handelt der Mensch eigenmächtig und löst seine Probleme ohne Gott. Insofern scheint Er tatsächlich tot zu sein.

Sind wir Atheisten? Diesen Vorwurf machte man in der Antike den Christen, weil sie die herkömmlichen Götter nicht verehren wollten. Es hat daher etwas Richtiges, wenn Christen «Atheisten» sind. Auch im gekreuzigten Christus begegnet der Welt ein toter Gott. Und sein Tod zwingt dazu, über die altbewährten Gottesbilder hinauszudenken. Gott hört im Tod nicht auf, sich zu den Menschen zu verhalten. Wo die Verhältnisse abbrechen, setzt er sich selber ein und zeigt damit, dass sein Motiv die Liebe ist. Die Liebe schafft neue Verhältnisse, ohne einer Logik zu folgen.

Peter Ruch

Phänomenologie des Sextapes

Was es mit den privaten Pornofilmchen von prominenten Frauen auf sich hat.

Julie Burchill

Mit dem Erscheinen von «Paris – The Memoir» ist die Rehabilitation der Hilton-Erbin nunmehr abgeschlossen: Jetzt ist sie nicht mehr die hohlköpfige Blondine, die 2004 durch ein Sextape berühmt wurde, sondern sie erklärt ihr ADHS keck zu ihrer «Superkraft» und sagt, sie vermöge ihr «authentisches Ich meisterhaft in Schwung zu bringen». Ihre ehemalige Stylistin Kim Kardashian wiederum – deren Sextape 2007 in Umlauf kam – ist unaufhaltsam aufgestiegen und heute Milliardärin. *Forbes* kam zum Schluss, sie habe «ihren Ruhm besser in Geld umzusetzen vermocht als irgendwer sonst».

Ohne die Sextapes – die sich als bestmögliche Werbung für die darauffolgende Geschäftstätigkeit der beiden erwiesen – wären sie heute wohl die gelangweilten reichen Frauen langweiliger reicher Männer und würden nicht viel mehr tun, als sich zu fragen, ob sie sich beim Lunch noch einen zweiten Skinny-Bitch-Cocktail genehmigen sollten, damit ihnen der Nachmittag weniger öde vorkommt.

500 000 Dollar für fünf Sekunden

Eine andere Sextape-Veteranin, Pamela Anderson, deren emsiges Tun bereits 1995, also vor den anderen, zu sehen war, erlebt gerade eine Art Wiedergeburt dank ihren Memoiren und einem Netflix-Dokumentarfilm. Doch obschon sie damals mit ihrem Porno-Partner verheiratet war und sich im *Playboy* schon oft nackt gezeigt hatte, scheint sie immer noch wütend darüber zu sein, was damals geschah, ein Gefühl, das noch verschärft wurde durch die letztjährige Miniserie «Pam & Tommy» auf Disney+.

Sie weigerte sich trotz wiederholter Anfragen, mit den Produzenten oder der Hauptdarstellerin zu sprechen, und sagte: «Ich habe nichts gegen Lily James [...] Die machte bloss ihre Arbeit. Aber das Ganze hat mich wirklich fertiggemacht.» In den letzten Jahren hat sich Anderson öfter kritisch gegen Pornografie geäußert und für das *Wall Street Journal* zusammen mit einem orthodoxen Rabbiner einen Essay geschrieben, in dem sie Pornografie als «beispiellos ernste Gefahr für die Öffentlichkeit» bezeichnete.

Warum diese unterschiedlichen Reaktionen? Hilton und Kardashian stammen beide aus reichen Familien, die im weitesten Sinn mit dem Showbusiness zu tun hatten, und wuchsen in Hollywood auf, wo Exhibitionismus nicht nur erlaubt, sondern geradezu erforderlich ist, während Anderson aus der Arbeiterschicht und einer kanadischen Kleinstadt kommt.

Marilyn Monroe war eine Mischung von beidem: eine junge Frau aus der Arbeiterschicht, in Los Angeles geboren und aufgewachsen im Dunstkreis des Showbusiness, weshalb sie von Anfang an ausgebeutet wurde. Sie wurde zur berühmtesten Sextrophäe der Welt, und ihr Selbstmord mit 36 hat sexuelle Leichenfresser erst

Marilyn Monroe schwor, sie sei «verzweifelt» gewesen, als sie für Aktaufnahmen posiert habe.

recht dazu angestachelt, sich über Bildern von ihr einen runterzuholen. In den Jahrzehnten seit ihrem Tod hat es immer wieder Gerüchte über Sextapes aus der Zeit, bevor sie berühmt wurde, gegeben, die sich meist als falsch erwiesen.

Aber 2008 hat ein Souvenirsammler einen fünfzehnminütigen, schwarzweissen Stummfilm, in dem man angeblich sieht, wie Marilyn einen Mann oral befriedigt, für 1,5 Millionen Dollar an einen New Yorker Geschäftsmann verkauft. «Der Herr, der ihn gekauft hat, sagte, aus Respekt vor Marilyn wolle er sich keinen Spass daraus machen, den Film ins Internet zu stellen und sie auszubeuten.» Vermutlich wird der Film ihm aber als Masturbationsvorlage dienen, wodurch diese geplagte, empfindsame Frau erneut zu einem blossen Objekt gemacht wird. Aber so ist das nun mal mit Sextapes: Die Ejakulation des Voyeurs ist wichtiger als so edle Regungen wie Einfühlungsvermögen gegenüber der «Darstellerin» oder Mitgefühl dafür, wie sehr sie sich schämt, wenn Menschen, die sie kennt, das Tape sehen.

Mittlerweile sind immer mehr Frauen Sextape-Darstellerinnen, ohne dies zu wissen. Zwar werden die nicht jugendfreien Kapriolen der



Authentisches Ich: Paris Hilton.

Reichen und Berühmten öfter angeschaut, aber Reichtum hilft gegen Kummer, und viele Filmstars haben ohnehin gegen gutes Entgelt allerlei Teile ihres Körpers Fremden zur Schau gestellt: So verlangte Halle Berry gemäss Gerüchten zusätzlich zu ihrer Gage von zwei Millionen Dollar 500 000 Dollar dafür, dass sie fünf Sekunden lang ihre Brüste zeigte. Schön für sie.

Wenn andere Frauen sich ausziehen und gefilmt werden, bringt ihnen das nichts als Kummer und Schande. In London wurde jüngst ein Reality-TV-Mensch namens Stephen Bear zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, weil er ein sechs Minuten langes Sexvideo seiner Ex-Freun-



Unaufhaltsamer Aufstieg: Kim Kardashian.



Immer noch wütend: Pamela Anderson.

din – Georgia Harrison, ebenfalls eine Reality-TV-Persönlichkeit – ins Internet gestellt hatte. Nachdem sie das Video gesehen hatte, gab sie ihre Anonymität preis. Wie Andy Warhol beinahe gesagt hat: In Zukunft wird jedermann fünfzehn Minuten lang ein Pornostar sein.

Was Erwachsene mit ihren Körpern anstellen, ist ihre Sache. Oft aber lässt man ihnen keine Wahl. 2020 entfernte Pornhub über 78 Prozent seines Inhalts, nachdem Beschwerden eingegangen waren, dass Videos nicht in gegenseitigem Einvernehmen entstanden waren, viele auch Vergewaltigungen und Kindesmissbrauch zeigten. 2021 klagten 34 Frauen gegen

die Plattform mit der Begründung, sie zeige Videos, ohne dass sie sich damit einverstanden erklärt hätten, und sie schlage Geld aus anderen nicht einvernehmlichen Aktivitäten wie Vergewaltigung, sexuellem Missbrauch von Kindern und Menschenhandel.

Kann man es den Frauen verdenken, wenn sie von den Masturbierenden bezahlt werden wollen, und zwar direkt, unter Umgehung der Zwischenhändler? Und warum sollte eine Frau, die über keine Talente, keinerlei handwerkliche oder akademische Fähigkeiten verfügt, nicht Kapital schlagen aus ihrer Schönheit? Freilich ist es wie die Boxerlaufbahn für junge Männer

weder der geistigen Gesundheit zuträglich noch der fiskalischen Sicherheit: Ich kenne zwei ehemalige Sexarbeiterinnen, und die sind kaputt und pleite. Andererseits ist es bestimmt bes-

Mittlerweile sind immer mehr Frauen Sextape-Darstellerinnen, ohne dies zu wissen.

ser, als eine langweilige Arbeit zu machen, die ausserdem schlecht bezahlt ist. Ich habe einmal erlebt, wie eine Frau, die *lap dances* machte, von einem privilegierten Reporter gefragt wurde, ob sie sich dadurch «ermächtigt» fühle. Mit einem müden Lachen sagte sie: «*Lap dancing* ermächtigt nicht, Geld zu haben, dagegen schon.»

Seien Sie keine Marilyn

Solange Frauen weniger verdienen als Männer, gehen viele in das einzige Gewerbe, wo sie mehr verdienen: in die Sexindustrie. Und dort spielen Sextapes eine Riesenrolle. Werden sie nicht in gegenseitigem Einvernehmen gedreht, sollten diejenigen, die sie ins Internet stellen, verklagt werden. Ich bin dafür, dass jeder verkaufen kann, was er will, auch seinen Körper, wenn den jemand kaufen mag und man es absolut freiwillig tut. Das ist aber in der heutigen Zeit, da es riesige Unternehmen gibt, die von Menschenhandel leben, sehr viel weniger selbstverständlich, als die sogenannte sex-positive Lobby behauptet. Es wäre entschieden ehrlicher, wenn wir kommerziellen Sex als das betrachteten, was er ist, und nicht so täten, als sei das alles ein grosser Spass, und weiter Porn-Star-Martinis schlürften und jungen Frauen T-Shirts verkauften, auf denen «Pornostar-Azubi» steht.

Wenn Sie alles unternommen haben, um rückgängig zu machen, dass Ihr gestohlenen Ich von der Öffentlichkeit angeglotzt werden kann, und um den Dreckskerl, der das verursacht hat, ins Gefängnis zu bringen – wenn Sie dann immer noch wütend sind, denken Sie daran, dass die meisten Leute die Masturbationsfantasie von anderen sind, auch wenn das nicht besonders viele sein mögen.

Versuchen Sie also, eine Kim oder Paris zu sein, keine Marilyn. Marilyn schwor, sie sei «verzweifelt» und «hungrig» gewesen, als sie für die Aktaufnahmen posiert habe; dass sie die Öffentlichkeit um Vergebung bat und das Gefühl hatte, nichts wert zu sein, trug beides zu ihrem Tod bei. Paris und Kim dagegen standen zu ihren Entblössungen, und heute florieren ihre Geschäfte. Denn schämen sollten sich die Voyeure, nicht die Frauen, deren nackter Körper begafft wird – unabhängig davon, ob ein Sextape mit oder ohne ihre Zustimmung entstanden ist.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



Fernsehen

Rassismus ist überwindbar

Joyce Küng

Schwarzsein in der Schweiz. Doku, SRF. Auf Play Suisse und Youtube abrufbar.

«Rassismus im Alltag», wie der Film im Untertitel heisst, beleuchtet die Erfahrungen von schwarzen Menschen, die in der Schweiz mit Rassismus konfrontiert waren. Die geschilderten Erfahrungen sind teils anekdotisch, teils dokumentiert. Sie werden plausibel geschildert. Die Behauptung des Films, «in der Schweiz vergeht für schwarze Menschen kaum ein Tag ohne rassistische Äusserungen», lässt sich jedoch nicht belegen. Im Gegenteil, es kommen sehr gutsituierte schwarze Menschen zu Wort, deren Lebensweise dem Vorwurf des Alltagsrassismus in der Schweiz widerspricht.

So kommt etwa die Leichtathletin Salomé Kora zu Wort, deren Vater aus Benin stammt und als Anästhesist arbeitet; seine Frau ist eine Schweizerin, deren Familie ihn herzlich aufgenommen hat. Oder der Schauspieler Kay Kysela, dessen dunkelhäutige Mutter ihn und seine Geschwister in der Schweiz alleine aufzog; er spielte unter anderem in der SRF-Serie «Wilder» mit.

Die SP-Politikerin und Jodlerin Yvonne Apiyo Brändle-Amolo, eine Schweizerin mit kenianischem Migrationshintergrund, die in den Medien in Sachen Rassismus omnipräsent ist, hat durch ihr Engagement in Vereinen und im Zivilschutz wertvolle Freundschaften geknüpft. Ihr Schweizer Mann habe sich von ihr getrennt, weil sie ihm zu «schweizerisch» geworden sei, sagt sie im Film.

Dass die Befragten heute in einer guten Position sind, bedeutet nicht, dass ihnen das Beschriebene nicht widerfahren ist. Es reicht nur nicht aus, um die Schweiz als rassistisches Land zu bezeichnen. Vielmehr deutet es darauf hin, dass man in der Schweiz trotz erlebter Diskriminierung aufgrund der Hautfarbe vorankommen und sich etablieren kann.

Film

Im Affenzahn durch Multiversen

Wolfram Knorr

Everything Everywhere All at Once (USA 2022)
Von Daniel Kwan und Daniel Scheinert.
Mit Michelle Yeoh, Jamie Lee Curtis

Dreimal rennt Lola los, um eine Geldsumme pünktlich abzuliefern, auf drei verschiedene Weisen und mit drei unterschiedlichen Ergebnissen. Auch die Menschen, denen sie begegnet, verhalten sich dreimal anders. War der hochgelobte deutsche Film «Lola rennt» (1998) ein Vorläufer der *multiverse*-Mode? Was Lola so hochstressig durchmacht, sei ein Fall von Quantenmechanik mit den Atomen und Partikeln. Oder ist ihre Rennerei nur ein banales Spiel mit dem Zufall? Und schon sind wir mitten im Problemzentrum des Multiversum-Kinowahns, zu einem Höhepunkt gebracht durch die siebenfach Oscar-prämierte, umjubelte Martial-Arts-Science-Fiction-Fantasy-Comedy «Everything Everywhere All at Once».

Hymnisch sind die Rezensionen, «der wahre Multiversum-Wahnsinn», «bester Film des Jahres», der aber auch «das Publikum mitunter überfordert». Ja, was, «überfordert» als Auszeichnung? Aber bei einem multiversen Feuer-

So kam's zur Ausgiessung der Oscars. Oder ging's nur ums Geschäft?

werk mit all dem Quantenzeug liegt auch «Erschöpfung» drin, die irgendwie euphorisiert. Weshalb empfohlen wird, den Spass häufig anzuschauen. Erst dann erschlossen sich die Zusammenhänge, werde das Chaos entchaotisiert. Na dann.

Film bleibt ein linearer Prozess, bestehend aus 24 Bildern pro Sekunde. Mit Split-Screen, der Teilung der Leinwand in zwei oder mehr unterschiedliche Schauplätze, lässt sich die Illusion von Gleichzeitigkeit halbwegs darstellen (legendär Rock Hudson und Doris Day in «Bettgeflüster»; sie im Négligé, er im Schlafanzug, neckisch von Bett zu Bett telefonierend). Ansonsten wird's mit wilden Schnitten und schnellen Ortswechseln statt einsichtig nur behauptet. Das Regiegespann Daniel Kwan und Daniel Scheinert, die «Daniels», karriolen wie eine Art maskulines Pippi-Langstrumpf-Duo durch ihr Multiversen-Quanten-Kunterbunt. Das machte es schon früher in Musikvideos.

Vor einem Jahr kam «Everything Everywhere All at Once» ins Kino und läuft jetzt wieder wegen des Oscar-Segens. Damals war's noch ein Insider-Joke. Mit der zwölffachen Nomi-

nierung stutzten so manche. Die Academy auf Drogen? Denn die Purzelbäume durch die Universen entsprachen so gar nicht dem Gediegenheitsprofil des klassischen Oscar-Films. Aber die amerikanische Filmakademie war nach zahlreichen Vorwürfen reuevoll in sich gegangen, wollte nun alle woken, diversen, inklusiven Forderungen politisch korrekt erfüllen. So kam's zur Ausgiessung der Oscars. Oder ging's nur ums Geschäft? Den asiatischen Markt?

Neu ist die Masche nicht. Der Underground aus den 1950er und 1960er Jahren experimentierte bereits mit Schnitt-, Split-Screen- und Ortswechsel-Rasanz – ohne *multiverse*-Geschwurbel. In «Everything Everywhere All at Once» gehts um die völlig überforderte chinesische Immigrantin Evelyn Wang (Michelle Yeoh), die einen Waschsalon betreibt. Die Kunden maulen, der Vater kündigt seinen Besuch zum Neujahrsfest an, die halbwüchsige Tochter



Im Schleudergang: Michelle Yeoh als

macht Probleme, das Finanzamt hockt ihr im Nacken, und zu allem Überfluss will sich auch noch ihr Mann scheiden lassen. Mit einem Wust von Rechnungen eilt sie, begleitet von der Familie, zur Dame im Finanzamt (Jamie Lee Curtis), die mit schmalleppiger Bürokratenpopeligkeit und spitzem Stift Evelyns Unterlagen traktiert.

Aus diesem grässlichen Albtraum träumt sie sich einfach raus, was nicht so einfach ist, weil Finanz-Hyäne sowie Chaos-Wirbelwind Jobu Tupaki, die auch noch ihre Tochter Joy ist (Stephanie Hsu), sie bedrohen oder völlig aus der Façon bringen. Gott sei Dank bietet ihr Gatte Waymond (Ke Huey Quan) der Geplagten alternative Universen an, die sie als Schlupflöcher nutzt, um Tupaki abzuwehren.

Aber vielleicht stimmt die Kurzfassung der Story auch nicht. Ich habe den Film nur einmal gesehen. Es gibt virtuose Kung-Fu-Szenen, einen Haufen Kinozitate, und weil jeder

Mensch mehrere Leben hat, eröffnet das auch die wildesten karnevalistischen Situationen. Ein komplett überdrehtes Karussell, dessen Zentrifugalkräfte manche Zuschauerin und manchen Zuschauer schnell aus der Nachvollziehbarkeit der Abläufe schleudern können. Dekor, Outfit – alles wechselt im Affenzahn, erzeugt aber zuweilen das Gefühl von Stillstand. «Wir versuchen», so die «Daniels», «alles zu bekämpfen, was eine Katalogisierung erzwingt.»

Das allerdings hat auch etwas Panisches. Aber bei all dem Irrsinn haben Michelle Yeoh und Jamie Lee Curtis ihre Oscars verdient. Sie sind die Konstanten des höheren Blödsinns. Wie sie sich durch diesen visuell wie akustischen Haul schlagen, hat selbstironische Grandezza. *Multiverse* ist halt in, zuletzt in «Doctor Strange in the Multiverse of Madness». Auch die Belletristik hat mit dem Thriller «Die 22 Tode der Madison May» von Max Barry danach gegriffen. Und wird unter Garantie verfilmt werden.

Ausstellung Handwerk der Spiele-Entwickler

Marc Bodmer

Game Design Today: Museum für Gestaltung, Toni-Areal, Zürich. Bis 23. Juli

Die Luft ist stickig und warm an diesem Sonntagnachmittag. Für eine Ausstellung im Zürcher Museum für Gestaltung hat es ungewöhnlich viele Kinder, die in eher schmalen Gängen herumwuseln. An den Wänden hängen Bildschirme und bei den meisten auch Kopfhörer und Controller, denn es geht um Computerspiele. Genauer gesagt um «Game Design Today».

Das Spektrum, das abgedeckt wird, ist – gemessen an der Grösse des Raumes – beeindruckend. Es reicht von internationalen Grossproduktionen über Schweizer Indie-Games bis zu soziologischen Experimenten und Antikriegsszenarien. Schnell wird klar, dass das Gezeigte den Rahmen vieler Vorstellungen, was ein Videogame ist, sprengt.

Das beginnt mit Einblicken in den Design-Prozess. Noch immer herrscht in vielen Köpfen die Meinung vor, dass die Maschine, der Computer, den Bärenanteil der Arbeit abnimmt. Selbst der kreative Prozess wird manchmal in Frage gestellt, wenn ein Rechner im Spiel ist. Bei praktisch allen Exponaten zeigen Videodokumentationen und andere Formen von Making-of, wie viel (Kunst-)Handwerk in einer Game-Entwicklung steckt und wie unterschiedlich die Herangehensweisen der Studios sind. Noch bevor eine Zeile Programmcode ge-

schrieben ist, werden Skizzen erstellt, Modelle von Figuren oder gar Landschaften gefertigt. In vielen Fällen greifen die Designer auf sogenannte *pen & paper*-Prototypen zurück. Diese

Bevor eine Zeile Programmcode geschrieben ist, werden Skizzen erstellt, Modelle gefertigt.

rudimentären Vorstufen aus Papier erlauben das Testen von Spielmechaniken, was entscheidend ist für den ludischen Erlebnischarakter.

Monate, ja Jahre von Kreativität und Hirnschmalz später können Meisterwerke entstehen wie das wunderschöne Abenteuerspiel «Far: Changing Tides» (2022) des Schweizer Studios Okomotive oder die mehrfach preisgekrönte Provokation «Plug & Play» (2015) von Michael Frei und Mario von Rickenbach.

Nicht minder aufwendig, aber in eine völlig andere Richtung bewegt sich der «Exercube», wiederum ein Schweizer Design, das sich an Fitnessfans wendet. Sphery, das 2018 gegründete Fittech-Start-up aus Zürich, verbindet Gaming und Bewegung mit einer virtuellen Umgebung, die zur Interaktion auffordert und einen gehörig ins Schwitzen bringt. Natürlich können Besucher, die etwas Geduld aufbringen – der Fitnesswürfel ist beliebt –, das Trainingserlebnis ausprobieren.

Wer es lieber traditioneller hat, findet auch Titel wie «Assassin's Creed: Odyssey» (2018), für den Hersteller Ubisoft einen gigantischen Recherche-Aufwand getrieben hat, das antike Griechenland möglichst akkurat aufleben zu lassen. Die Stärke von «Game Design Today» liegt in Exponaten wie dem Exercube oder dem einfachen, aber unheimlich schwierigen Game «Rakete», das simpel aussieht, aber schwierig zu meistern ist. Absturz garantiert.

Interaktiver Lichterschungel

Mein persönliches Highlight der Ausstellung ist «Wobble Jungle» des Berliner Künstlers und experimentellen Hardware-Entwicklers Robin Baumgarten. Dieser Lichterschungel ist mehr interaktive Skulptur als Spiel im herkömmlichen Sinn, ein eigentliches Ziel oder Regeln fehlen. Das macht aber gar nichts, sondern zeigt vielmehr, dass dem interaktiven Medium kaum Grenzen gesetzt sind.

Nebst dem, was ich sehr empfehlen kann, nämlich selbst mit den Händen über die zu illuminierende Federwand zu streifen, macht es auch Spass, anderen Besuchern der Ausstellung zuzusehen, wie sie sich der Installation nähern. Und noch ein Tipp zum Schluss für Menschen, die sich vertieft mit «Game Design Today» auseinandersetzen möchten: Sonntage sind zu meiden, denn dann ist das Museum für Gestaltung ein beliebtes Familienausflugsziel.



Waschsalon-Betreiberin.

Museen

Glanz und Elend der Privatsammlung

Mark van Huissing

«Dirty Martini: Photographs of the 1960s and 1970s»: Nicola Erni Collection, Steinhausen.
www.nicolaernicollection.ch

Es ist eine der zurzeit interessantesten Entwicklungen in der Welt der Kunst: Die Zahl privater Museen nimmt stetig zu. Und es gibt überzeugende Gründe dafür – Kunstwerke sind mehr als bloss kulturelle Schätze, sie gelten mittlerweile als eigene Anlagekategorie, machen ihren Besitzern auch Freude durch die Wertsteigerung. So bauen immer mehr Superreiche, gerade in der Schweiz, Sammlungen von zunehmender Bedeutung auf.

Eines der neusten und massgeblichen Beispiele für private Museen ist die Nicola Erni Collection in Steinhausen bei Zug. Dort wird fast musterhaft sichtbar, was gut ist an diesem Sammlertrend. Und was weniger gut.

Die Kollektion ist untergebracht in zwei Gebäuden, eines von 2013, das andere von 2020, beide gebaut von Senn Architekten aus Pfäffikon. Vor allem das jüngere ist gelungen, mit seinen runden Formen aus weich wirkenden Materialien (abgesehen von den beiden Buddhas vor dem Eingang). Im Inneren geht es wohnlich zu, es gibt beruhigendes Rosa und gedämpftes Licht, was überrascht für ein Museum.

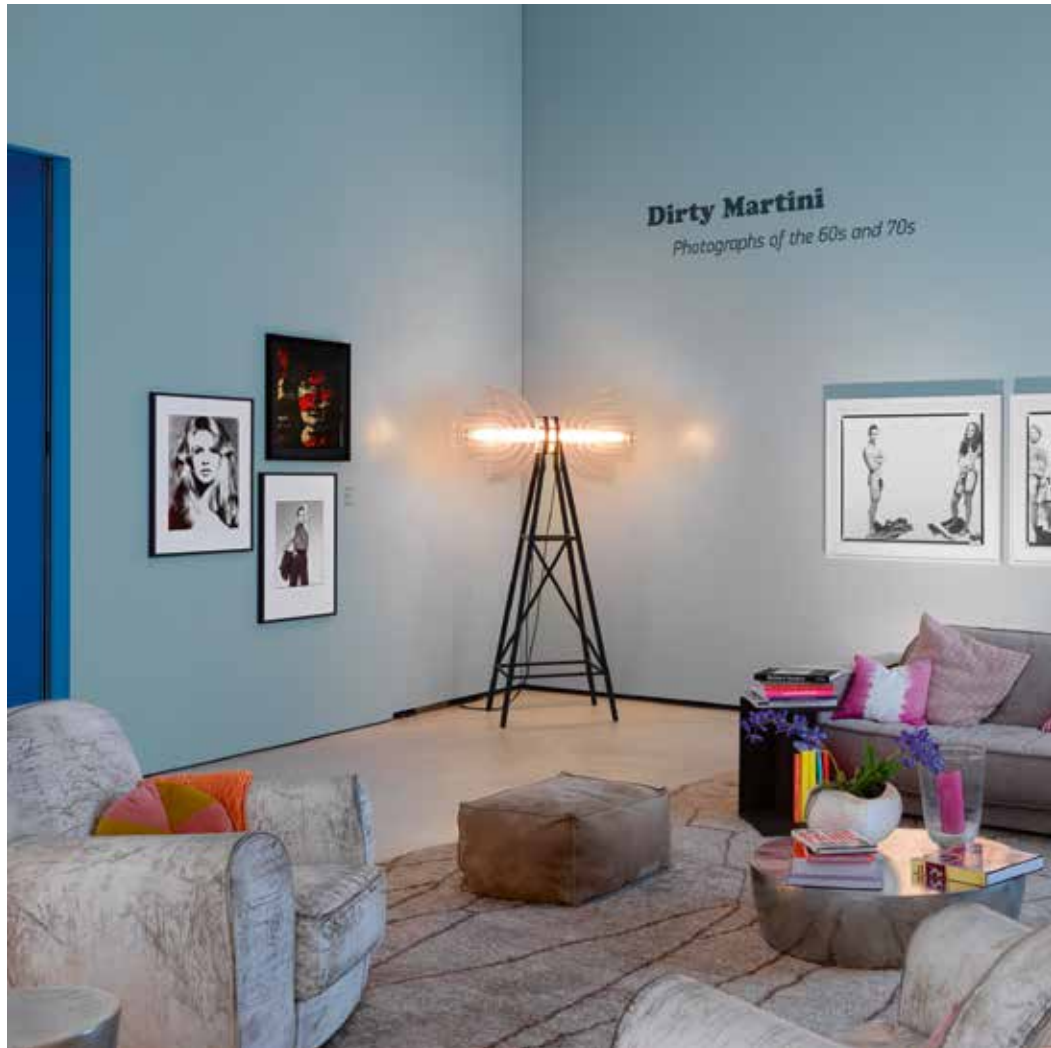
Unabhängig vom Mehrheitsgeschmack

Das ältere, eckigere Gebäude wird bestimmt von den «Seven Anxious Paintings» des Amerikaners Rashid Johnson, eines 45-jährigen Post-Black-Art-Konzeptkünstlers. Was möglicherweise aufregender tönt, als es ist – die sieben «besorgten» Bilder, die er im Auftrag von Frau Erni malte, fordern wahrscheinlich niemanden heraus. Weiter sind beispielsweise Bilder

Die Arbeiten der Grosskünstler – Basquiat, Warhol – schaffte die Sammlerin in den 2000er Jahren an.

und Objekte der Schweizer Künstlerin Pamela Rosenkranz zu sehen (die typischen hautfarbenen) oder Skulpturen des dänisch-norwegischen Duos Elmgreen & Dragset.

Im anderen Haus gibt es viel Modefotografie, das Gebiet, mit dem die Sammlerin – sie ist die Ehefrau des Finanzunternehmers und Milliardärs Marcel Erni, eines Gründers der Private-Equity-Firma Partners Group im nahen Baar – begonnen hat. Als ich vor Ort war, hingen etwa Werke von Peter Lindbergh (Supermodels der 1990er Jahre), Paolo Roversi oder Peter Knapp



Im Inneren geht es wohnlich zu: Privatmuseum von Nicola Erni in Steinhausen.

an den Wänden. Die «üblichen Verdächtigen» – verdientvoll durchaus, aber eher wenig überraschend. Es sind jeweils bloss 15 bis 20 Prozent des Gesamtbestandes *on display* zu sehen, was nicht unüblich ist für grosse Sammlungen.

Ebenfalls hier ausgestellt sind Glanzlichter der Kollektion: Bilder von Jean-Michel Basquiat, Julian Schnabel, Andy Warhol sowie hyperrealistische Werke von Duane Hanson oder eine Installation der Brasilianerin Beatriz Milhazes. Die Arbeiten der Grosskünstler – Basquiat, Warhol – schaffte die Sammlerin, die für ein Gespräch nicht zur Verfügung stand, mehrheitlich in den 2000er Jahren an. Damals waren diese bereits sehr teuer, wenn auch noch einiges günstiger als heute. Das war die gute Nachricht (für die Käuferin). Die weniger gute: Es sind wenig Schlüsselwerke darunter, und die Auswahl schien mir nicht so sehr das Ergebnis sorgfältiger Planung zu sein als bestimmt durch das sich damals im Lager des Galeristen Bruno Bischofberger befindliche Angebot.

Dass eine Privatsammlung auch anders daher kommen kann – als eigenwilliges Resultat von jahrzehntelangem, hartnäckigem Suchen –, beweist etwa die des ehemaligen Industriellen Hubert Looser. Werke aus seiner «Dialog-

Sammlung», in der er internationale moderne und zeitgenössische Meister vergessenen oder unbekanntem Schweizern gegenüberstellt, hängen im Neubau des Zürcher Kunsthauses.

Es ist das unbestrittene Recht jedes Sammlers, zu kaufen, was ihm gefällt. Es macht den Charme solcher Kollektionen aus, dass die Sammler einsame Entscheide fällen können und sich keiner gerade herrschenden Strömung oder dem Mehrheitsgeschmack anpassen müssen. Dem Betrachter wiederum ist freigestellt, es zu bedauern, wenn Menschen mit aussergewöhnlichen Möglichkeiten diese eben gerade nicht nutzen.





Serie Der Teufel trägt Pied-de-poule Benjamin Bögli

You: Von Sera Gamble. Mit Penn Badgley u. a.
4. Staffel. Auf Netflix abrufbar

Es ist auch eine Stilfrage. Der junge Mörder und Stalker Joe Goldberg (Penn Badgley) arbeitet in der neusten Auflage der erfolgreichen Thriller-Serie in London als Literaturprofessor und kleidet sich auch so. Er trägt naturfarbene Tweed-Vestons mit Pied-de-poule-Muster, graue Flanellhemden und sein Haar nun etwas länger. Aber auch nach zehn Folgen wirkt er noch wie im falschen Film. Goldbergs Aufzug ist nicht der einzige Makel der vierten «You»-Staffel. Damit eine Geschichte über längere Zeit reizvoll bleibt, braucht sie ein eigenes Universum: ein charismatisches Figuren-Ensemble zum Beispiel, einen epischen Inhalt oder ein Milieu mit Substanz.

Das Universum von «You» ist im Wesentlichen Joe Goldberg – und das ist eine zu

kleine Welt für eine grossartige Serie. Goldberg ist ein sympathischer Underdog mit bösesten Absichten. Immer wieder verliebt er sich in neue Frauen, beschattet sie – auch in den sozialen Medien –, räumt alle aus dem Weg, die der Liebe in der Sonne stehen, und am Schluss meistens auch die Angebetete, weil die dann doch nicht perfekt in Goldbergs Gefüge passen mag oder ihm auf die Schliche kommt. Er hat die Intelligenz von Patricia Highsmiths Kult-Psychopath Tom Ripley und besitzt ebenfalls dessen Talent zur Improvisation.

Als Zuschauer befindet man sich quasi in Goldbergs Hirn und hört seine Gedanken, in denen er die Gräueltaten zu rechtfertigen versucht. Zwei Staffeln lang bot der Stoff, der auf den Büchern der Amerikanerin Caroline

Er räumt alle aus dem Weg, die der Liebe in der Sonne stehen, und am Schluss auch die Angebetete.

Kepnes basiert, brillante Unterhaltung, ab der dritten begann das Konzept zu bröckeln. Da Goldberg alle um sich herum entweder kaltmacht oder es so weit treibt, dass niemand mehr etwas mit ihm zu tun haben will, muss er jeweils untertauchen und sich an einem anderen Ort neu erfinden. Das heisst auch, dass praktisch das gesamte Schauspielerpersonal ausgewechselt wird und die Basis der vorhergehenden Staffel wegbricht.

Ein bisschen zu englisch

In den neusten Folgen hat sich der New Yorker Goldberg in London unter einem anderen Namen niedergelassen. Die High Society, in der er sich bewegt, macht ihn vom Jäger zum Gejagten. Das hat dramaturgisch durchaus packende Passagen, weil sich der falsche Literaturprofessor plötzlich umzingelt sieht und eine unbekannte Gefahr droht.

Sein genialer Scharfsinn, der die Faszination für die Figur ausmachte, kommt ihm aber leider immer mehr abhanden. Dafür pflastern immer mehr Leichen seinen Weg – oder ist es womöglich ein Widersacher, der Goldberg stets zuvorkommt?

Zurück zum Stil. In der *Financial Times* griff ein amerikanischer Journalist, der ähnlich wie Joe Goldberg in London kreatives Schreiben unterrichtet, humorvoll das Kleiderthema auf. Er berichtet, wie er sich, während er sich mit seiner Frau die vierte «You»-Staffel zu Gemüte führte, über Goldbergs Outfit lustig gemacht habe: Das sei alles ein bisschen zu englisch, und niemand ziehe sich mehr so an.

Worauf seine Frau antwortete: «Du trägst genau dasselbe.» Das stürzte ihn gewissermassen in eine Identitätskrise. Immerhin trifft Goldbergs Aufmachung den Nerv amerikanischer Expats in London.

Jazz Musikalisches Nordlicht Peter Rüedi

Bobo Stenson Trio: Sphere.
ECM 2775 6024 4873808 0

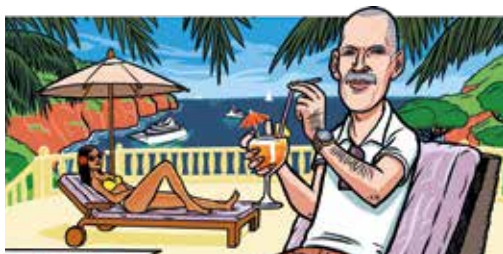
Wer war der Erste? Am Nordpol, auf dem Mount Everest? Wer entdeckte das Penizillin, den Planeten Neptun? Im Wettlauf mit der Zeit, der Natur (und der Natur der Wissenschaften) sind die Gewinner manchmal auszumachen. Wem wir das Rad verdanken und andere fundamentale Entdeckungen, wissen wir nicht. In den Künsten zählt vollends nicht der Erste, sondern der Einzige. Der auf seine Art Einzige (der so gesehen allerdings auch ein Erster ist) – in welchem verwandtschaftlichen oder stilistischen Feld er auch stehen mag.

Der schwedische Pianist Bobo Stenson ist mit seinen langjährigen Partnern, dem Bassisten Anders Jormin und dem Schlagzeuger Jon Fält, eine solche Einmaligkeit. Die drei haben im modernen Jazz nicht das Pianotrio erfunden, noch nicht einmal dessen subtile introvertierte Kammervariante. Allein, mit seinem Feingefühl, seiner Diskretion und einer sich um jede Phrasierung sorgenden Anschlagkultur, ferner mit dem Fluss der Synergien im kollektiven Dreieck hat Stenson einen unverwechselbaren Werkkörper jenseits der im weiteren Sinn verwandten Klangsprachen von Bill Evans, Keith Jarrett oder auch Paul Bley geschaffen – im harmonisch abgeschatteten, vieldeutig gleitenden Bereich, aber auch mit leuchtend dagegengesetzten Melodielinien.

Der Zuhörer wird nicht überzeugt, geschweige denn genötigt. Er entdeckt nach und nach, was ihm, hat er sich erst zum Stenson-Afficionado gewandelt, umso kostbarer ist. «Wir kennen keine Art, *ready-made* zu spielen», sagt der Pianist, «die Dinge kristallisieren sich im Moment.» Was nicht meint, die Musik fliesse nicht aus unterschiedlichen Quellen zusammen, auch aus notierten Vorlagen: einer Hommage von Anders Jormin an Charles Ives oder dem sehr freien Versuch über Jean Sibelius «*Valsette op. 40/1*», ferner zwei Versionen einer zauberhaften volksliedhaften Melodie des Dänen Per Nørgård oder zwei Stücken des Schweden Sven-Erik Bäck und einem von Jung-Hee Woo. Alles sehr fein- und eingesponnen und gleichzeitig leicht und unpräzise.

Mit dem Titel («Sphere») ist für einmal nicht Monk gemeint. Wir sind so kühn, bei dieser Musik an Goethe zu denken: «Durch bewegter Schatten Spiele / Zittert Lunas Zauberschein / Und durchs Auge schleicht die Kühle / Sänftigend ins Herz hinein». Durch die Ohren, in Stensons Fall.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Credit Suisse

Mark van Huisseling

Wenn man zurzeit durch Zürich geht, braucht man ein Credit-Suisse-Experten-Repellent, einen Spray also, der einem Kenner der untergehenden, noch zweitgrössten Schweizer Bank vom Leib hält. Denn solche gibt es derzeit Tausende in den Strassen, Hunderte in den sogenannten sozialen Netzen sowie Dutzende in den Qualitätsmedien. Und jeder plus seine Grossmutter hat eine Sicht auf die Dinge sowie eine Meinung dazu (inklusive des Drangs, diese mitzuteilen).

MvH ist im Grunde stets bestrebt, sich abzuheben, schon klar. Das kann originell sein. Oder aber dazu führen, dass man seine Nutzer enttäuscht. Weil diese gerne wissen möchten, was ihr Kolumnist zur grossen Kiste *du jour* beizutragen hat. Voilà: Meine Erinnerungen an die Credit Suisse, garantiert selbst erlebt statt nur abgeschrieben, nacherzählt, vorausgesagt und/oder vermutet.

Am 8. Januar 1993, einem Freitag, hatte ich eine Verabredung am Paradeplatz 8, dem Hauptsitz der damaligen Schweizerischen Kreditanstalt, mit Josef «Joe» Ackermann. Er war zu diesem Zeitpunkt erst seit acht Tagen SKA-Chef (also noch weniger lang als ich Journalist). Er war ferner *not amused*, dem Volontär des *Sonntagsblicks* nach Feierabend für ein Interview zur Verfügung zu stehen. Doch die SKA hatte gerade die Übernahme der Volksbank bekanntgegeben – und der *Sobli* verkaufte damals sonntäglich fast 400 000 Exemplare (Überschrift meines Artikels: ««Little Joe: Pokern mit der Volksbank»). Weiter habe ich bei dem Treffen gelernt, warum es «Teppichetage» heisst, der Teppich in Ackermanns Büro war hochflorig, weich sowie kostbar, ich hätte

darauf gerne meine Ferien verbracht. Und, auch wichtig, die SKA zahlte für die Volksbank mit neuen Aktien – schon damals kostete die spätere Credit Suisse ihre Investoren also Geld.

Zuvor hatte ein Anlass im Hotel «Savoy», das der Bank gehörte, stattgefunden; Ackermanns Chef und Präsident der CS Holding Rainer E. Gut – in den 1990er Jahren galt der Initiale eines zweiten Vornamens als schick, richtig – orientierte dabei über den Volksbank-Kauf in seinem Sound. (Er hatte früher an der Wall Street gearbeitet, mit Erfolg. Und machte seit seiner Rückkehr nach Zürich denen, die's noch nicht wussten, klar, dass er beziehungsweise sein Ego mindestens eine Nummer zu gross war für die kleine Stadt mit ihren entsprechenden Banken.) Für Fragen blieb wenig Zeit; einer, der drankam, stellte sich als Präsident des Bankpersonalverbands vor und wünschte Auskunft über den geplanten Stellenabbau. «Wer sind Sie? Und was ist das für ein Verband?», war Guts Entgegnung. Postskriptum: Gut darf heute als möglicherweise der erste Verantwortliche des Anfangs vom Ende der CS beschrieben werden. Die von ihm beschlossenen Amerika-Geschäfte kosteten die Aktionäre viele Milliarden. Und sein Günstling Walter Kielholz, der später Chef wurde, holte in der Folge weitere *underachiever* ins Haus, diese richteten dann den Rest des Schadens an.

1998 sah man es kommen, falls man wollte, dass das Schweizer Bankgeheimnis – von Bankenvertretern «Bankkundengeheimnis» genannt – vielleicht doch nicht so hart und haltbar war, wie man immer gehört hatte. Was das fürs Private Banking mit ausländischen Kunden bedeute, fragte ich Lukas Mühlemann, der damals CEO war, als er sich von mir für die *Weltwoche* be-

«Der Teppich in seinem Büro war weich und kostbar, ich hätte darauf gerne meine Ferien verbracht.»

fragen liess. Das habe *zero* Auswirkung aufs Geschäft, erwiderte er. Oder ob ich meine, die Verwaltung ausländischer Vermögen durch die CS stehe in einem Zusammenhang mit, sagen wir, «Steuroptimierung» der Kunden. Dies wäre falsch, sagte er, entscheidend sei einzig die *excellence* der Bank auf dem Gebiet. (Ich wusste nicht, was schlimmer gewesen wäre: Wenn er unehrlich gewesen wäre oder wenn er das tatsächlich geglaubt hätte.)

Nun wird's knapp, um die Geschichte des Untergangs der 1856 gegründeten Bank fertigzuschreiben. Doch für zwei Worte reicht der Platz: Urs Rohner. Und eine persönliche Erinnerung an den VR-Präsidenten von 2011 bis 2021, als die Bank den Bach runterging, passt auch noch rein – bevor er sich für eine Finca auf Ibiza entschieden habe, erzählte er mir, habe er durch Mitarbeiter, die man hatte als oberster CS-Chef, die Flugbewegungen über den Grundstücken, die er prüfte, erheben lassen.



UNTEN DURCH

Vitale Kraftbündel

Linus Reichlin

Das Rentnerdasein wird überschätzt. Die Leute denken immer: «Hui, wenn ich Rentner bin, mache ich endlich die vielen Reisen, die ich schon immer machen wollte!» Aber die Wahrheit ist: Alles, was man vorher nicht gemacht hat, macht man als Rentner erst recht nicht. Und die nächste Wahrheit lautet: Als Rentner ist man im Wesentlichen ein Arbeitsloser. Als mein Freund Bruno mal im Alter von 42 Jahren arbeitslos war, verbrachte er die meiste Zeit in seinem Garten und jätete. Jetzt ist er pensioniert und verbringt wieder die meiste Zeit in seinem Garten. Als er arbeitslos war, ging er jeden Tag wie früher, als er noch einen Job hatte, früh zu Bett und stand früh auf, um sich nicht gehen zu lassen. Jetzt als Rentner geht er ebenfalls früh zu Bett und steht früh auf, um sich nicht gehen zu lassen. Als Arbeitsloser begann er wie verrückt Englisch zu lernen, um sich weiterzubilden, und jetzt als Pensionierter lernt er wie verrückt Ungarisch, um sein Gedächtnis im Schuss zu halten. Der einzige Unterschied zu seinem früheren Arbeitslo-

sendasein ist, dass er jetzt als Rentner keinerlei Hoffnung mehr hat, jemals wieder einen Job zu finden. Das Rentnerdasein ist also sogar die schlimmste Form der Arbeitslosigkeit, nämlich eine endgültige, unwiderrufliche und bis zum Tode dauernde Arbeitslosigkeit, die meistens noch einhergeht mit körperlichen Beeinträchtigungen. Pensionierte sind praktisch behinderte Langzeitarbeitslose.

Bruno kann ja beim Gärtnern das Schaufelchen gar nicht mehr richtig greifen, weil seine Finger ihm weh tun: Er hat Daumensattelarthrose. Wenn er sich bücken muss, um an niedrig wachsendes Unkraut ranzukommen, knacken seine Knie so laut, dass ich jedes Mal denke: «Ein Pferd in diesem Zustand würde man erschiessen.» Bruno sagt: «Das Gärtnern tut mir so gut, das glaubst du ja gar nicht!» Er meint die frische Luft, die regelmässige Bewegung, aber ehrlich gesagt: Das kann man auch als Gefängnisinsasse haben beim täglichen Hofgang. Ich will damit nur sagen, dass es ungefähr so viele Vorteile hat, pensioniert zu sein, wie es Vorteile hat, in der Wüste von Arizona nackt an einen Kaktus gefesselt zu sein. Na gut, das ist ein schlechtes Beispiel, denn wenn man nackt an einen Kaktus gefesselt ist, erlebt man immerhin etwas Aussergewöhnliches. Etwas, das man seinen Enkeln erzählen und sicher sein kann, dass sie auch wirklich zuhören.

Aber wenn Bruno seinen Enkeln erzählt, dass er vorhat, einen Nistkasten für Kohlmeisen zu kaufen, tippen seine Enkel auf dem Handy herum. Wen interessiert schon das Leben von körperlich beeinträchtigten Dauerarbeitslosen? In einem solchen Leben ist es schon ein berichtenswertes Ereignis, wenn beim Hausarzt ein neues Sonnenblumenfoto im Wartezimmer hängt. Ich bin der Einzige, der über so was überhaupt schreibt. Alle anderen Autoren machen einen riesigen Bogen um das Thema Rentner: Weil es so sexy ist, wie wenn Bruno sich in seinem blauen Gärtner-Overall am Hintern kratzt und sich dann mit einem Schmerzseufzer ins Kreuz greift, weil durch die Kratzbewegung irgendein Nerv eingeklemmt wurde.

«Du bist doch selber Rentner», sagt Bruno oft, «du weisst doch, wie das ist!» Gar nichts weiss ich. Und wenn ich etwas wüsste, würde ich's nicht sagen. Es gibt auch aktive Rentner, aktive Arbeitslose, die niemals aufgeben, nie! Die so aussehen wie die Pensionierten in der

Apothekerzeitschrift: vitale Kraftbündel auf Mountainbikes (der Satteldruck verkleinert die Prostata). Steven Spielberg hat mit 76 noch einen Film gedreht – natürlich nicht allein. Klar waren da Leute, die ihn daran erinnern haben, wo die Linse ist. Aber was zählt, ist der Wille, mit den Füßen voran von der Bühne getragen zu werden, ohne jemals eine Gartenschaufel in die Hand genommen zu haben!



FRAUEN

Ashley Graham, Gutgelaunte

Julie Burchill

Wie schlappschwänzig sind heutige britische Schauspieler doch geworden! Vorbei die Zeiten, da ein Richard Burton oder ein Peter O'Toole die Sau rausliessen. Deshalb war der grösste Aufreger bei den diesjährigen Oscars, dass sich Hugh Grant gegenüber Ashley Graham eher kurz angebunden verhielt.

Doch das kann diese wegstecken. Immerhin entschied sie sich für eine Karriere als Model, also den einzigen Beruf ausser dem eines Jockeys, in dem man umso bessere Chancen hat, je weniger man wiegt. Sie wurde mit zwölf in einem Einkaufszentrum in Nebraska von einem Scout entdeckt und war mit sechzehn bereits ein Model der Agentur Ford. Mit Konfektionsgrösse 16 hat sie es mühelos auf Laufstege, in Kampagnen und Modekataloge geschafft, während man anderen Models einredet, mit Grösse 12 seien sie zu dick. Es muss an ihrem Gesicht liegen, das unglaublich schön ist und an dasjenige der Schauspielerin Ava Gardner erinnert.

Während dünnere Models problemlos für Lingerie werben dürfen, gab es einen nationalen Skandal, als 2010 der Sender ABC verbot, dass ein Werbeclip mit Graham in einem roten BH während «Dancing with the Stars» gezeigt werden

dürfe. Pech für ihn. 2016 kam sie als erste Grösse-16-Frau auf den Umschlag der Badeanzug-Ausgabe von *Sports Illustrated* und im folgenden Jahr als erstes Plus-Size-Model auf das Cover der *Vogue*.

Graham ist eine Christin, hat in Afrika als Missionarin gearbeitet und lernte ihren Mann – den schwarzen Kameramann Justin Ervin – in der Kirche kennen. Ihre Eltern sind da weniger christlich, wie Graham feststellen musste, als sie ihn mit nach Hause brachte: «Nie vergesse ich, wie ich mich gefühlt habe, als ich mit Justin dasass und dachte: «Wie peinlich, dass ich ihn diesen Leuten vorstellen muss, bei denen ich aufgewachsen bin und die mir beigebracht haben, wie man leben soll. Und dann behandeln die ihn so übel!» Sie sagt, ihr Glaube sage ihr, wann sie zu einem Job nein sagen solle. «Wenn sich etwas mit meiner Mission nicht vereinbaren lässt, dann mache ich nicht mit. Mein Glaube hält mich im Gleichgewicht.» Das hat ihr geholfen, die Klippen eines Gewerbes zu umschiffen, das die moralisch zweifelhaftesten Männer anzieht.

Männer wie Hugh Grant, der wegen Sex in der Öffentlichkeit festgenommen wurde und heute gegen die Pressefreiheit ins Feld zieht. Ironischerweise war der Höhepunkt des Interviews von Graham und Grant ein Missverständnis über die Bedeutung von «Vanity Fair»: Er glaubte, das sei eine allegorische Geschichte, sie, es sei eine After-Party. Tatsächlich stammt «Jahrmarkt der Eitelkeiten» aus John Bunyans Erbauungsroman «The Pilgrim's Progress» (dt. «Die Pilgerreise») und ist der Name der Stadt, in der die Ungläubigen sich in Schmeicheleien und Katzbuckeleien ergen. Definitiv keine Stadt, in der diese tiefgläubige und gutgelaunte Frau sich heimisch fühlen würde.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Falsche Pferde

Banker: Guten Tag, ich möchte gerne meinen Wettgewinn abholen.

Buchmacher: Darf ich Ihren Wettschein sehen?

Banker: Hier, bitte.

Buchmacher: Oh, das tut mir leid!

Banker: Was?

Buchmacher: Sie haben verloren.

Banker: Wieso?

Buchmacher: Sie haben aufs falsche Pferd gesetzt.

Banker: Na und?

Buchmacher: Wer aufs falsche Pferd setzt, gewinnt nichts.

Banker: Dann geben Sie mir bitte das Geld zurück.

Buchmacher: Das geht leider nicht.

Wer aufs falsche Pferd setzt, verliert sein Geld.

Banker: Wissen Sie, es war eigentlich gar nicht mein Geld.

Buchmacher: Wir raten dringend davon ab, Fremdkapital zu verwetten.

Banker: Wieso? Das ist doch auch in Ihrem Interesse, wenn ich Fremdkapital verwette.

Buchmacher: Uns ist es eigentlich egal, woher das Geld kommt. Aber Sie scheinen sich mit dem Verlust des Fremdkapitals schwerzutun.

Banker: Oh, da verstehen Sie mich falsch. Das Fremdkapital, das ich hier verwette, ist mir mehr oder weniger egal. Aber in Anbetracht der grossen Menge an Fremdkapital, die ich hier verwette, finde ich, dass eine Gewinnbeteiligung angemessen wäre. Ich muss ja auch von etwas leben. Und eine Gewinnbeteiligung könnte mich motivieren, auch in Zukunft bei Ihnen grössere Summen an Fremdkapital zu verwetten.

Buchmacher: Von welchen Summen reden Sie denn?

Banker: Warum besprechen wir das nicht in einer gemütlichen Bar in Gesellschaft attraktiver Damen?

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Schweiz am Themse-Ufer

Ein Chalet, das Adlige im 19. Jahrhundert nach England verfrachteten, steht zum Verkauf.



Goldene Parkettböden: «The Chalet» in Molesey.

In dieser Gegend an der Themse steht nicht bloss der Hampton Court Palace, wo Heinrich VIII. zum sechsten Mal heiratete, sondern – bloss ein Katzensprung vom Schloss entfernt – auch ein originales Schweizer Chalet. Wie die Fachpresse berichtet, fand es 1882 seinen Weg nach Grossbritannien und steht unter Denkmalschutz. Das Gebäude sei damals in der Schweiz zerlegt und dann am Themse-Ufer bei Molesey südwestlich von London wieder aufgebaut worden. Woher das Haus ganz genau stammt, ist nicht bekannt.

Es kam aber immer wieder vor, dass die von der Schweizer Bergwelt begeisterten Engländer traditionelles alpines Design ins Königreich exportierten. Mitte des 19. Jahrhunderts erhielt Charles Dickens beispielsweise von einem Freund ein «Swiss Chalet» in 94 Einzelteilen zum Selberbauen geschenkt. Der Schriftstellerfürst stellte es im Garten seiner Villa bei Chatham tatsächlich auf.

Vom Bootshaus zum Luxusobjekt

Der Legende nach ging das Land, auf dem das Chalet in Molesey steht, wegen einer Spielschuld des späteren Königs Edward VII. (1841–1910)

an den Lord-in-waiting Maurice Herbert Towneley-O'Hagan, 3rd Baron O'Hagan, über. Bis 1909 hiess es «O'Hagan's Boathouse».

Das fünfstöckige Chalet an der Themse, bis 1996 bloss als Bootshaus einer Villa namens Riverholm genutzt, entwickelte sich über die Jahrzehnte zum regelrechten Prachtbau. 2012 kaufte der schillernde Hausboot-Unternehmer Myck Djurberg das heruntergekommene Gebäude, steckte 4,7 Millionen Pfund in dessen Renovation und verlieh dem rustikalen Anwesen einen fernöstlichen Touch.

Die inneren knapp 560 Quadratmeter Wohnfläche verwandelte Djurberg in ein «ultimatives Luxusdomizil mit einem beheizten Indoor-Strand, einem vergoldeten Badezimmer und einer 500 000 Pfund teuren Küche», schrieb die Zeitung *Daily Mail*. Ausserdem ist das ganze Haus mit goldenem Parkett ausgelegt, hat eine Bibliothek und ein Kino, das durch eine Geheimtür zugänglich ist. In den letzten Jahren kam das einzigartige Objekt immer wieder auf den Markt. Derzeit versucht die Immobilienabteilung von Sotheby's «The Chalet» für knapp vier Millionen Franken zu verkaufen.



DIE  **WELTWOCH**
E **W** **L** **T** **W** **O** **C** **H** **E**

Weltwoche Digital

Vielen Dank für Ihre Treue!

Prinzip Grosszügigkeit

Schwarzwaldstube,
Tonbachstrasse 237, D-72270 Baiersbronn;
Telefon +49 744 249 26 65;
montags und dienstags geschlossen

Der vielleicht interessanteste Aspekt der Arbeit als Restaurantkritiker ist die Auseinandersetzung mit der Vielfalt. Ausgehend vom Prinzip meiner Grossmutter, dass gegessen wird, was auf den Tisch kommt, geht es darum, sich mit eklektischer Offenheit hinzusetzen und sich auf eine Reise mit unbekanntem Ziel mitnehmen zu lassen.

Kürzlich war ich in der wiederhergestellten «Schwarzwaldstube», das legendäre Restaurant, das zum Hotel «Traube Tonbach» gehört, wurde nach einem Grossbrand als moderne, spartanische Holzkonstruktion neu gebaut. Küchenchef Torsten Michel serviert in die-



sem aufs Wesentliche reduzierten Ambiente Gerichte, welche ihre Umgebung gleichzeitig stark kontrastieren und ihr aber auch entsprechen.

Die vorbehaltlose Üppigkeit, mit der hier gekocht wird, entspricht so gar nicht dem zurückhaltenden neuen Stil des Restaurants: Schon der erste Gang – ein lauwarmer Salat mit Oktopus, wilder Garnele, Kaisergranat und Jakobsmuschel – ist von einer Grosszügigkeit, die sonst nur noch selten zu finden ist. Einem mo-

dernen Stil zugewandte junge Köche konstruieren gern hochpräzise filigrane Teller mit der Pinzette, hier hingegen wird mit der buchstäblichen grossen Kelle angerichtet. Nur ein Beispiel für die Vielfalt der zeitgemässen Haute Cuisine.

Bei Michel geht es weiter mit handwerklicher Weltmeisterschaft in Form einer Perlhuhnessenz mit Trüffel und Foie gras, die sich unter einer Blätterteighaube verbirgt. Zum in Algenbutter pochierten Kabeljau, der perfekt in saftige Lamellen zerfällt, gibt es eine Kaviar-Hollandaise, und lediglich die gebratene Entenleber auf einem Taubenschenkel scheint etwas gar üppig – es macht das Gericht mit Kürbis und Taubenjus sehr mächtig, ohne geschmacklichen Mehrwert. Andererseits ist dieses Prinzip der hier zelebrierten Grosszügigkeit ein ungemein anziehendes Element eines üppigen Essens.

WEIN/PETER RÜEDI

Aschenbrödels Weisswein

Deltetto. Roero Arneis DOCG Daivej 2021. 13,5%. Weibel Weine, Thun-Gwatt. Fr. 16.90
www.weibelweine.ch

Deltetto. Roero Arneis DOCG San Michele 2021. 13,5%. Ebd. Fr. 18.90

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, an denen die Wespen nagen. Den Nachweis, wie richtig der Volksmund zuweilen liegt, liefert uns die Natur über die unerwartetsten Ecken. Die Traubensorte Arneis, in der Rotweindomäne Piemont lange und zum Teil noch heute eine weisse Aussen-seiterin, ist erstmals im fünfzehnten Jahrhundert nachgewiesen, und zwar eben in der heutigen DOC Roero. Beliebt als aromatische Speisetraube, hatte sie im Rebberg einem lokalen Ondit zufolge lange den Kopf für die Nebbiolo hinzuhalten, sozusagen. Zwischen dieser wurde die frühreife Arneis gepflanzt, um die Vögel, aber eben auch Wespen und Bienen von den wertvolleren Nachbarn abzulenken. Bis heute ist das Piemont (nicht nur in den Spitzenappellationen Barolo und Barbaresco) das Königreich der roten Nebbiolo. Weissweine hatten (und haben noch) einen



schweren Stand: der Timorasso aus den Hügeln um Tortona, der Gavi di Gavi von daneben. Und eben auch der Arneis. Der war vor einem halben Jahrhundert fast ausgestorben und wurde gewissermassen als ein Prospecie-rara-Projekt von wenigen weitsichtigen Produzenten wie der Cantina Vietti, Bruno Giacosa oder den Brüdern Ceretto gerettet. Zu diesen gehörte auch Carlo Deltetto, in dessen Familienbetrieb inzwischen die dritte Generation am Werk ist. Der Arneis, zumal der aus Roero (mittlerweile wird er auch in den Langhe und in homöopathischen Mengen in Ligurien oder Sardinien angepflanzt), hat inzwischen seine Gefolgschaft gefunden; ist nicht gerade zu einem Modewein, immerhin aber zu einer Spezialität für Kenner avanciert.

Deltetto präsentiert ihn in zwei Versionen. Die eine, aus der Einzellage Daivej stammend, ist ganz im Stahltank ausgebaut, die andere, San Michele, zu einer Hälfte im Stahltank, zur anderen im Holzfass. Beides sind wunderbar frische, belebende Weissweine mit der richtigen Säure. Die perfekten Botschafter bei der Mission zur Ehrenrettung der nach wie vor etwas unterschätzten Sorte (was den glücklichen Nebeneffekt hat, dass sie beide noch zu einem Preis zu haben sind, der etwas unter ihrem Wert liegt). Beide entfalten nach einer nobel zurückhaltenden Nase eine reiche Aromatik von exotischen Früchten, Äpfeln und den für Arneis typischen Mandelaromen. Der Daivej vielleicht eine Spur geradliniger, der San Michele mit ein bisschen mehr Hallraum, einem Hauch Honig, auch mit einer Nuance Vanille vom Fass (wenn die auch nicht mit dem Holzhammer daherkommt). Ich würde zu beiden raten. *Two of a kind*: unverkennbar Geschwister aus einer Familie. Jedenfalls beide für Liebhaber des Arneis eine schöne Wiederbegegnung. Und für alle, die es werden wollen, die richtige Einstiegsdroge.

Big in Japan

Der Name ist gewöhnungsbedürftig, aber der Toyota bZ4X ist ein feines und überzeugendes Elektrofahrzeug.



Die britische Zeitung *The Sunday Times* hat sich die Mühe gemacht, die «lächerlichsten» Autonomen aller Zeiten aufzulisten, worunter Trouvaillen wie Daihatsu Naked, Dodge Dart Swinger oder Studebaker Dictator zu finden sind. Beim ersten Elektroauto der Marke Toyota hat man sich darauf beschränkt, die unaussprechliche Buchstaben-Zahlen-Kombination bZ4X zu wählen, die sich aus europäischer Sicht höchstens mit dem japanischen Flair für eine gewisse Exzentrizität erklären lässt.

Es gibt aber selbstverständlich eine sinnvollere Erklärung, «bZ» ist die Abkürzung für «beyond Zero», womit wiederum die neuen Null-Emissions-Fahrzeuge bei Toyota zusammengefasst werden. Die Ziffer «4» ist eine Grössenangabe und bezieht sich auf das ähnlich dimensionierte Toyota-Modell RAV4, und «X» steht für die Kategorie der kompakten Crossover-Modelle.

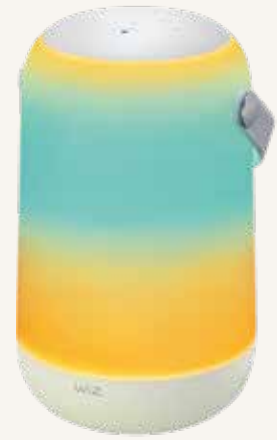
Konsequent ist, dass sich die Exzentrizität nicht auf die Typenbezeichnung beschränkt, sondern auf bewundernswerte Art durchgesetzt wird. Schon optisch hebt sich der Toyota vom Design-Mainstream auf unseren Strassen ab. Die farblich prominent abgesetzten Kotflügel und Radhausverkleidungen wirken eher rustikal, die laserartigen Linien und Sicken sowie die strichartigen Front- und Heckleuchten hingegen avantgardistisch. Das Cockpit hat ein leicht verständliches Layout mit einem Touchscreen, aber auch ausreichend schnell erreichbaren Tasten für die Klimaautomatik oder die meisten Fahrfunktionen. Der bZ4X ist, das lässt sich kurz und prägnant zusammenfassen, ein sehr

feines Elektroauto mit ausgesprochen gutem Fahrkomfort, wirksamer Geräuschdämmung und hervorragender Ausstattung. Eine Kamera erfasst beispielsweise die Augen des Fahrers, um etwa vor allfälligem Sekundenschlaf warnen zu können. Hat man die Hand oben am Lenkrad und nimmt damit der Kamera die Sicht, erklingt ein diskreter Warnton.

Die Reichweite – eigentlich zu Unrecht immer noch eine der wichtigsten Kennziffern für elektrische Fahrzeuge – beträgt etwas über 300 Kilometer. Ich mache den Langstreckentest auf einem Ausflug ins Elsass und entscheide mich für eine defensive Fahrweise mit nicht mehr als 110 km/h, was mich erstens unglaublich entspannt ans Ziel bringt und sich zweitens gewinnbringend in der Reichweitenanzeige niederschlägt. Demnächst sollen mehr Kilometer mit dem bZ4X gefahren werden können, weil das Batteriemanagement ein Update erhält. Es ist, wie vieles an diesem Auto, eine sehr japanische Eigenschaft, dass Versprechen eingehalten werden. Sind 317 Kilometer angegeben, ist das beinahe schon eine Staatsgarantie dafür, dass man diese Strecke elektrisch zurücklegen können wird. Das ist sozusagen die angenehm praktische Seite der Exzentrizität.

Toyota bZ4X 6,6 kW OBC Premium

Motor/Antrieb: Elektromotoren, Allradantrieb, 1-Gang-Getriebe; Leistung: 160 kW / 218 PS; max. Drehmoment: 337 Nm; Lithium-Ionen-Batterie: 71,4 kWh; Ladeleistung (DC): 150 kW; Beschleunigung (0–100 km/h): 7,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 160 km/h; Reichweite: 411 km; Verbrauch (WLTP): 18,1 kWh/100 km; Preis: Fr. 58 900.–, Testfahrzeug: Fr. 61 600.–



OBJEKT DER WOCHE

Im richtigen Licht

Mobile Tischlampe von WiZ
Online für ca. Fr. 80.– erhältlich

Ein aladinischer Geist erscheint zwar nicht, wenn man daran reibt, den einen oder anderen Wunsch erfüllt einem diese Lampe trotzdem. Auf Befehl hüllt sie zum Beispiel das Schlafgemach in romantisch flackernden Kerzenschein, verwandelt das Wohnzimmer in einen Partyraum oder simuliert die Morgendämmerung.

Das kabellose Licht, das ohne zusätzlichen Hub auskommt, kann man manuell bedienen oder über virtuelle Sprachassistenten wie Alexa oder Siri ansteuern. Es braucht bloss eine Wi-Fi-Verbindung und die entsprechende App auf dem Smartphone, dann funzt es. Dieser einfache Umgang hebt das Gerät beispielsweise von den Hue-Konkurrenzleuchten der Marke Philips ab.

Die Auswahl an verschiedenen Beleuchtungsarten ist riesig und die Lampe verhältnismässig klein: Sie hat eine Höhe von 193 mm, einen Durchmesser von 116 mm und wiegt 650 Gramm. Eine Innovation der WiZ-App macht es zudem möglich, dass das mobile Licht als Bewegungsmelder funktioniert: Betritt man einen Raum, wird's hell, verlässt man ihn wieder, schaltet sich die Lampe aus – dafür braucht es allerdings zwei oder mehr von diesen Geräten.

Die WiZ-Leuchte lässt sich per USB-Kabel aufladen, der Akku hält ungefähr zehn Stunden lang. Kaufen kann man diese Wunderlampe zum Beispiel für Fr. 81.95 bei Conrad.ch.

Benjamin Bögli



BAK-Vizechef Yves Fischer, SRG-Direktor Gilles Marchand, Ivo Kummer, Filmchef des Bundes.



Bernhard Maissen, Direktor Bundesamt für Kommunikation, Partnerin Pearl Pedernana.



Locarno-Festival-Duo: Giona A. Nazzaro, Direktor, Marco Solari, Präsident.



Bester Darsteller: Manfred Liechti.



Grosse Bühne: alle Gewinnerinnen und Gewinner des Schweizer Filmpreises 2023.

BEI DEN LEUTEN

Genf glänzte

Die Vergabe des Schweizer Filmpreises sorgte im altherwürdigen Bâtiment des Forces Motrices für Feststimmung.

André Häfliger

Gross war die Freude bei den Gewinnern in den beiden Hauptkategorien. Erstens der Spielfilm «Drii Winter». **Christof Neracher** von Hugofilm: «Das ist eine grosse Ehre für uns alle.» Zweitens der Dokumentarfilm «Cascadeuses». **Agnieszka Ramu** von Bande à part Films: «Wir sind sehr stolz und dankbar.» Absahner des festlichen Abends mit 850 Gästen: der dreifach prämierte Spielfilm «La Ligne» mit **Stéphanie Blanchoud**, beste Darstellerin in der Rolle der Margaret. Bester Darsteller wurde **Manfred Liechti** für seine Rolle als Peter K. im Spielfilm «Peter K. – Alleine gegen den Staat».

Einen grossen Moment gab es für Filmproduzentin **Ruth Waldburger**, die den diesjährigen Ehrenpreis für ihr Lebenswerk erhielt. Die 71-jährige Herisauerin produzierte unter vielen anderen Werken die SRF-Serie «Die Direktorin» sowie die herrliche Komödie «Ernstfall in Havanna» mit **Sabina Schneebeli**, **Viktor Jacobbo** und **Mike Müller**. Laudator und Bundespräsident **Alain Berset**: «Ruth ist zur Ikone des Schweizer Films geworden. Zehntausende Kinofans jubeln ihr heute zu.»

Gastgeber und SRG-Generaldirektor **Gilles Marchand**: «Ruth hat diese Ehrung mehr als verdient. Sie hat den Schweizer Film massgeblich geprägt, herzliche Gratulation.»

Auffallend: Ein Grossteil der Auszeichnungen ging dieses Jahr in die Westschweiz. Allerdings: Der beste Spielfilm («Drii Winter») spielt im Kanton Uri. Das Werk von **Michael Koch** hatte schon an der Berlinale 2022 eine lobende Erwähnung erhalten. Das Liebesdrama wurde für die Schweiz ins Oscar-Rennen geschickt, schliesslich aber nicht nominiert.

Wie läuft das mit den begehrten Quartz-Trophäen? Das Departement des Innern wählt unter den nominierten Filmen die Gewinnerinnen und Gewinner aus, basierend auf den Empfehlungen der rund 500 Mitglieder der Schweizer Filmakademie unter Präsident **Christian Frei**. Die Ehrung des einheimischen Filmschaffens wird vom Bundesamt für Kultur (BAK) mit den Partnerinnen SRG/SSR und Association «Quartz» Genève/Zürich realisiert. Und in Zusammenarbeit mit Swiss Films, der Schweizer Filmakademie und den Solothurner Filmtagen organisiert.



Beste Darstellerin:
Stéphanie Blanchoud.



Viel Applaus: Ehrenpreisträgerin Ruth Waldburger (M.),
Laudator und Bundespräsident Alain Berset mit Ehefrau Muriel Zeender Berset (l.).



Mittendrin: Ursula Pfander (Pro Helvetia)
mit Lukas Keller, Filmjournalist.



Durch den Regen: Zürichs
Stadtpräsidentin Corine Mauch.



**Christian Frei, Präsident Schweizer Filmakademie,
Nathalie Wappler, Direktorin SRF.**



Unter den Gästen im Bâtiment des Forces Motrices:
SRG-Präsident Jean-Michel Cina, Mitte-Ständerätin Isabelle Chassot, Cinas Sohn Manuel.



Ehrung: Akademie-Spezialpreisträger
Barbara Fischer und Giles Foreman.

Werbung *avant la lettre*



Prophetische Botschaft: Edelweiss-Werbung am Paradeplatz.

Werbung galt gemeinhin als Kunst der Verführung. Das Internet erschloss den professionellen Herstellern von Überzeugung noch effektivere Möglichkeiten. Erfolgreich war Werbung immer dann, wenn ihre Macher mit feinem Gespür für den Zeitgeist ihre Kunde überraschend inszenierten und sie in dem Umfeld und zu dem Zeitpunkt platzierten, an dem ihre Zielgruppe für die Botschaft

besonders empfänglich war. Mit der Digitalisierung sind die Werbefeldzüge messbar geworden. Eine Botschaft kontextabhängig zu platzieren, ist nahezu in Echtzeit möglich. Die buchstäbliche Berechenbarkeit allerdings entleert die Verführungskunst des Öfters zur geistlosen Transaktion und ideenlosen Rhetorik. Was künstliche Intelligenz und Media-berechnungen aber nicht zu leisten vermögen,

ist, die Zukunft vorauszusagen. Manchmal ist die Werbung sogar dem Zeitgeist voraus, wie ein grossformatiges Plakat seit einigen Monaten am symbolträchtigen Zürcher Paradeplatz, dem Sitz des Mutterhauses der Credit Suisse, eindrucksvoll zeigt.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, meine Frau möchte getrennte Schlafzimmer, ich dagegen finde, das gemeinsame Bett gehört zu den Grundfesten einer Ehe, etwas anderes ist für mich undenkbar. Gibt es eine Lösung? L. K., Luzern

Die Heiligkeit der gemeinsamen Betten ist ein heikles Thema. Für die einen sind getrennte Schlafzimmer das Ende der Ehe, für die anderen der Anfang von etwas Neuem. Ja, vielleicht sogar der Beginn der eigentlichen Ehe. Im schlimmsten Fall liegen zwei Menschen nebeneinander, die sich nicht mehr wohlfühlen miteinander – zumindest nachts. Lautes Schnarchen, unruhiges Hin-und-Herbewegen oder ein anderer Rhythmus, wie spätes Ins-Bett-Gehen oder frühes Aufstehen, können zu unruhigen Nächten und zwischenmenschlichen Differenzen führen. Ist der Schlaf nicht erholsam oder führen diese Dinge gar



zu ständigen Diskussionen, wächst sich das Thema schnell von einer kleinen Unannehmlichkeit zu grossem Groll aus. Was tun?

Ein erster Schritt könnte sein, herauszufinden, welche Bedürfnisse dem Wunsch Ihrer Frau zugrunde liegen und welche Sorgen und Ängste Sie damit verbinden. Es ist auch möglich, Zwischenlösungen zu finden, also zum Beispiel eine Nacht pro Woche getrennt zu schlafen oder eine Woche im Monat. Finden Sie ein Setting, das die Bedürf-

nisse beider Parteien berücksichtigt, und sprechen Sie Ihre Befürchtungen offen an.

Vielleicht haben Sie Sorge, dass sexuelle Begegnungen nicht mehr stattfinden, wenn sie getrennt schlafen. Hat diese Sorge etwas mit ihrer gelebten Realität zu tun? Oder ist ihr Sexleben sowieso längst eingeschlafen und es findet keine sexuelle Begegnung mehr statt? Wenn Sex bisher spontan entstanden ist, wenn sie nebeneinander gelegen haben, ist Ihre Sorge durchaus begründet. Dann braucht es «Sexdates», oder sie fragen sich in Zukunft wie am Anfang ihrer Beziehung «Zu mir oder zu dir?», was ihrer Ehe durchaus neuen Schwung geben kann. Getrennte Schlafzimmer bedeuten nicht Trennung. In vielen Fällen schaffen sie sogar das Gegenteil: mehr Nähe und einen achtsameren Umgang miteinander.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Martin Nydegger

Bei Mineral und Tatar erzählt der Schweiz-Tourismus-Chef von seinem Werdegang, wie einflussreich Nicolas Hayek Senior war und wo der Fokus seiner Arbeit liegt.

Wir treffen Martin Nydegger im Restaurant «George Bar & Grill» der Swiss Casinos in Zürich. Der Direktor von Schweiz Tourismus ist bestens gelaunt.

Sein Weg an die Spitze des helvetischen Tourismus sei nicht vorgezeichnet gewesen, erzählt der 52-Jährige. «Meine Eltern besaßen einen Bauernhof, den ich als Erstgeborener übernehmen sollte.» Und weiter: «Ich musste früh anpacken. Fleiss und Disziplin waren wichtige Werte. Das half mir später enorm.» Nydegger machte eine Lehre als Landmaschinenmechaniker, merkte allerdings schnell, dass dies nicht seine Welt war. Auf dem zweiten Bildungsweg holte er sich dann das Know-how im Tourismus-Management und einen Abschluss als Executive MBA: «Es war ein *Chrampf!*»

Jetzt bestellt er ein Mineral mit Kohlensäure, einen Saisonsalat und ein mittelscharfes Tatar: «Ich liebe feines, gemütliches Essen und koche selber auch gerne.» Trotz Bilderbuchkarriere galt Nydegger bei der Wahl 2017 nicht als Kronfavorit für den Chefsessel am Hauptsitz von Schweiz Tourismus in Zürich. «Auf mich hatte wohl niemand einen Franken gewettet», sagt er schmunzelnd. Einer seiner grössten Erfolge? Die «Grand Tour of Switzerland», eine 1643 Kilometer lange Auto- wie auch Motorradtour durch die Schweiz. Nydegger, passionierter Harley-Fahrer: «Auf die Idee kam ich, als ich in Amerika mit Freunden die legendäre Route 66 abfuhr. Da dachte ich mir, so etwas fehlt in der Schweiz.»

«Rückgrat des Comebacks»

Beim Mittagessen erzählt er aber auch von einem der wichtigsten Entwicklungsschritte im Schweizer Tourismus lange vor seiner Zeit: «Das war 1993. Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz beauftragte Nicolas Hayek Senior damit, die damalige Schweizerische Verkehrszentrale neu aufzustellen.» Es seien tiefgreifende Änderungen vorgenommen worden, vor allem der Wandel von der klassischen Informationsvermittlung zum modernen Marketing in den Weltstädten. Nydegger: «Hayek war ein Genie. Sein Konzept gilt heute mehr denn je und wird weltweit bewundert.»



«Ich musste früh anpacken»: Touristiker Nydegger.

Zur Gegenwart sagt er, dass die Corona-Pandemie die grösste Herausforderung für den Tourismus seit dem Zweiten Weltkrieg gewesen sei. Sie habe aber auch gezeigt, wie die Schweizerinnen und Schweizer das Land lieben: «Sie haben es wieder so richtig entdeckt und waren das Rückgrat des Comebacks aus der Krise.» Und Nydegger blickt voraus: «Wir haben gelernt, dass wir uns auch in Zukunft wieder intensiv um die internationalen Gäste bemühen müssen. Wir

brauchen einen maximal breiten Mix an Herkunftsmärkten, um Krisenrisiken möglichst breit verteilen zu können.» Es gehe aber nicht darum, «Frequenzen zu bolzen», sondern die Gästeströme klug zu lenken.

Der Tourismuschef sagt es und geniesst noch einen Kaffee. «Jetzt muss ich gehen, die Pflicht ruft.» Es gehe wie immer darum, das freundliche Gesicht der Schweiz in die Welt zu tragen.

André Häfliger

Shqipe Sylejmani, Autorin

Die in der Schweiz aufgewachsene Kosovo-Albanerin fordert mehr Gehör für die ältere Generation, sagt, wieso sie die SP schätzt und verrät, welches Lied sie sich für ihre Hochzeit wünschen würde.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Shqipe Sylejmani: Unsere Mütter, die unsere nächsten Generationen erziehen und unsere Zukunft somit gestalten.

Weltwoche: Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

Sylejmani: Christian Gross, als er FCB-Trainer war.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Sylejmani: Dass wir mehr von den älteren Generationen lernen können, als wir denken.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Sylejmani: Das ist sehr unterschiedlich, je nach Buchverkäufen, Lesungen und Moderationen. Ich bin dankbar, ermöglicht es mir, Menschen im Kosovo zu unterstützen.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Sylejmani: Ich bin da sehr oldschool: Humorvoll soll er sein, bodenständig, ehrlich und voller Träume.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Sylejmani: Menschen unrecht zu tun.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Sylejmani: Vor zwei Wochen hörte ich einen Podcast über albanischstämmige Politikerinnen und Politiker in der Schweiz, in dem Berichtsausschnitte aus der Kriegszeit im Kosovo eingespielt wurden. Es warf mich direkt in diese Zeit zurück.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Sylejmani: Michael Elsener!

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Sylejmani: Ja, tatsächlich.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Sylejmani: Ich schätze es, wie die SP sich für Menschen einsetzt, die es selbst kaum können.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Sylejmani: *What happens in Vegas, stays in Vegas.*

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Sylejmani: Ich liebe das Lied «Dancing in the Moonlight» von Toploader. Sollte ich jemals heiraten, muss dies mein Hochzeitstanz sein.



«Dieselbe Freiheit»: Publizistin Sylejmani, 34.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Sylejmani: Dass alle Frauen dieser Welt dieselbe Freiheit geniessen dürfen wie ich.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Sylejmani: Mit sechs Kilo mehr wäre ich glücklicher, ansonsten bin ich sehr zufrieden.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Sylejmani: Das ist ein Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen Roman Bürki und Trevor Noah.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Sylejmani: Ich mag es, bewusst da zu sein und mich lieber von den Lebensgeschichten der Menschen inspirieren zu lassen.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Sylejmani: Pocahontas.

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Sylejmani: «Was du tust, tust du immer nur für dich selbst», sagte mein Grossvater. Es dauerte, bis ich lernte, was das bedeutet.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Sylejmani: Nein.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Sylejmani: Ich liebe Gruyère, Burrata, Joghurt und Milch. Und ich weiss, dass ich solch ein Vorhaben nicht durchziehen könnte. Deswegen gehe ich es Tag für Tag an: jedoch mehr vegetarisch als vegan.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Sylejmani: Ich glaube, wir werden so oft wiedergeboren, bis wir Erfüllung finden. Weil ich so viele Menschen schon verloren habe, hoffe ich, sie im Paradies wiederzusehen.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Sylejmani: Reformation des Schulsystems. Wir müssen unsere Kinder besser auf die Zukunft vorbereiten.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Sylejmani: Piano und Gitarre spielen können.

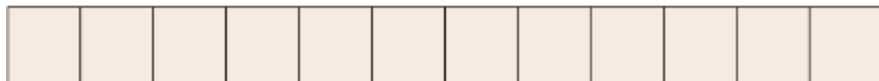
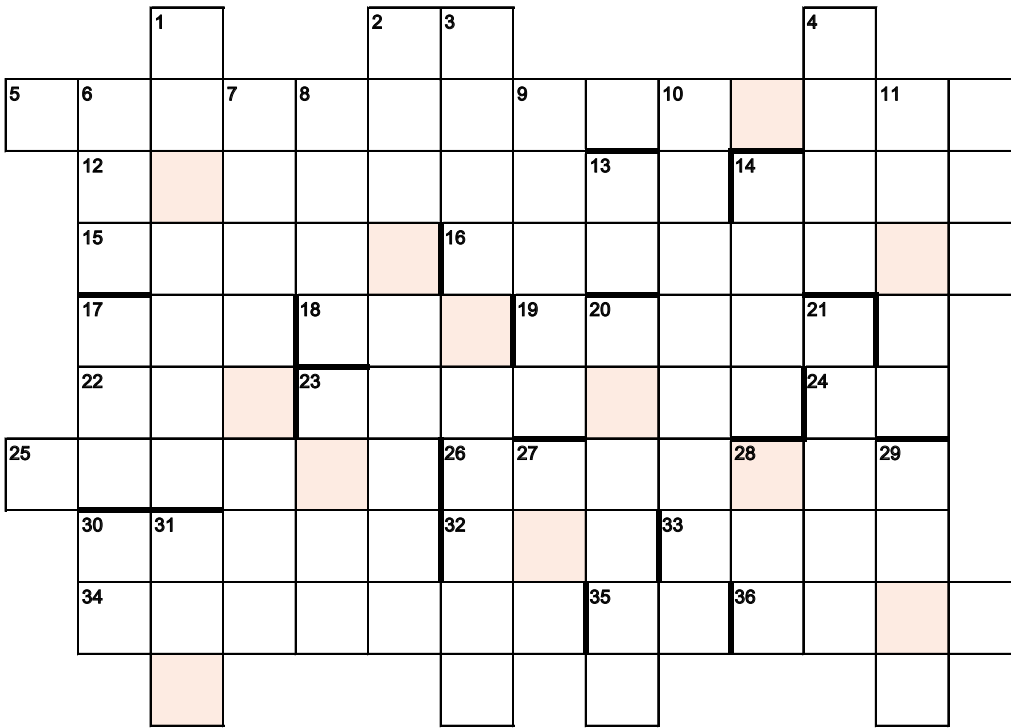
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Sylejmani: Meine albanische Identität.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Sylejmani: Im Kreise meiner Familie: Mit ihnen fühlt sich das Leben erfüllt an.

Shqipe Sylejmanis Roman «Bürde & Segen» (2. Auflage) ist im Handel erhältlich. Mbbassador. 304 S., Fr. 29.90



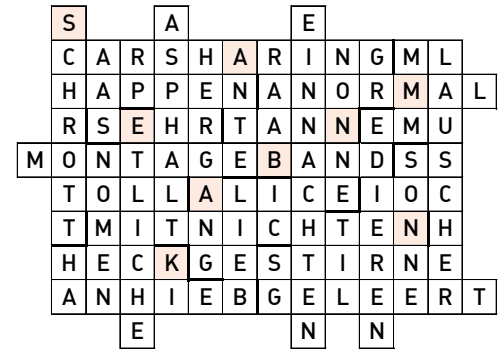
Lösungswort — steigt bei einer feurigen Begrüssung auf?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 römisch-orientalische Märchennächteanzahl **5** das Gegenteil eines Gartenlokals? **12** wo Trulle im Wörterbuch zu suchen ist **14** unvollendete Quest **15** Hawke oder C₂H₆ **16** wer im Sport gewinnen will, der muss da durch **17** Internetdienstanbieter in Zentrumsnähe **18** ist in Omega-3-Fettsäuren, aber nicht in andern Fettsäuren enthalten **19** zum Flötengehen prädestiniert **22** wenn nicht kalt, dann zumindest «zugig» **23** was Deutsche in die Tonne schmeissen, landet bei uns dort **24** liegt in einer Fahrspur ganz rechts, in urbanen Gebieten aber ganz links **25** dies bei sich zu tragen, soll angeblich Regen verhindern **26** Lautlach-Staat? **30** solche Schweizer werden per Gesang zum Beten aufgerufen **32** für manche nicht schmerzhaft, sondern flüssig **33** Buchstabenrechnen ohne Büstenhalter **34** Beruf für Leute mit jahrzehntelanger Berufserfahrung **35** kompakte 10¹² Kilogramm **36** Schwefels Busenfreund

Senkrecht — **1** gerne mit 9 senkrecht servierter Blödsinn **2** so wird unter zur Firma **3** anfangs total verrückt und auch insgesamt nicht normal **4** was davon gebrochen wird, ist meist unschön **6** Bestandteil von Planeten **7** typisch winterliche Tätigkeit **8** sind mit ihrem Hit von 1984 alle Jahre wieder auf allen Radiokanälen zu hören **9** Anleitung zum Dip-Konsum? **10** quasi der Schweizer Promi unter den Wurstwaren **11** kann ohne Wasser dämpfen, aber nicht ohne Tinte schreiben **13** verspricht eine gute Filmqualität, hat auf die inhaltliche Qualität der Sendung aber keinen Einfluss **14** hat, wer die Wahl hat **17** oft der einzige Halt für lampenfiembergeplagte Sänger, und auch das nur kurz **20** Aus-den-Augen-aus-dem-Sinn-Ort **21** zum Atmen genauso dringend benötigt wie Luft **23** was the general public bejubelt, muss nicht unbedingt auch ihm gefallen **27** für Zivilcourage unverzichtbare fremde erste Person **28** der richtige Arbeitsort für Leute, die hoch hinaus wollen **29** Aufforderung an einen Zuchthengst? **30** ist morgen, wenn gestern 2 waagrecht war **31** ^{3/7}-Drehung

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 810



Waagrecht — **4** CARSHARING **12** ML (Milliliter/Mali) **14** HAPPEN **15** (A)NORMA(L) **16** SEHR **18** TANN **19** (G)EMUnkel **20** MONTAGEBAND **22** SS (Schutzstaffel, ß) **23** TOLL **24** ALICE (Song «Living Next Door to Alice») **27** IOC **28** MITNICHTEN (mit Nichten) **30** HECK **32** (GE)STRIN(E) (frons = lat. f. Stirn) **34** auf ANHIEB **35** GELEERT (gelehrt)

Senkrecht — **1** SCHROTT **2** ASPHALT (Asphalt) **3** EINNACHTEN (Einn. achten) **5** AAS **6** SPARPlan **7** HERGANG (her gang) **8** ANTE (lat. f. vor) **9** (Stefan) RAAB **10** NONNE **11** GR (Graubünden auf Landkarte) **12** MMM (röm. f. 3000, Migros-Grosssupermarkt) **13** LAUSCHER **17** ETLICHE (Anagramm) **19** EDIEREN **21** NOMEN **22** SONNE **25** LIEB **26** IC **29** TIL Schweiger **30** HA **31** KI (künstliche Intelligenz / jap. für Qj) **33** (A)SGard

Lösungswort — **SAMENBANK**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Zählen Sie
auf uns.
Heute mehr
denn je.

ubs.com/zusammen